

1,70 DM / Band 331

Schwarz Fr. 1,80 / Ordern. 5/13

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Teil 2
des
Shimada-
Mythos



**Ninja,
Zombies
und Shimada**

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Ninja, Zombies und Shimada

John Sinclair Nr. 331

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 06.11.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ninja, Zombies und Shimada

Irgendwo in der Ferne fuhr ein Schiff vorbei. Seine Lichterkette wirkte wie ein Gruß aus einer fernen Welt, die in der Unendlichkeit des Alls lag.

Die Welt verschwand. Dunkelheit schluckte sie. Und Dunkelheit hatte auch den Mann geschluckt, der im Schatten eines Bootshauses starr wie ein Denkmal stand, wobei seine Blicke hinaus über die Wasserfläche der Frisco Bay strichen.

Der Mann, der so schaute, war Suko. Er wartete auf das Ereignis, das bald eintreten würde. Viel Zeit blieb ihnen nicht mehr, denn die andere Seite drängte ebenfalls.

Suko vernahm das Klatschen der Wellen gegen den Pier.

Und er hörte ein Pfeifen!

Es war kein lauter Pfiff, mehr fauchend, aber Suko wußte sofort Bescheid. Er hechtete nach vorn, kam mit der Schulter auf, rollte sich über sie ab und schnellte wieder in die Höhe.

Vor ihm stand ein Vermummter...

Aus seiner rechten Faust stach die leicht gebogene Klinge eines Schwerts. Die geschliffenen Seiten glänzten, als wären sie mit einer Silberschicht besprüht worden.

Wo der Typ so plötzlich hergekommen war, wußte Suko nicht. Für ihn stand fest, daß es mit der beobachtenden Ruhe vorbei war und er jetzt etwas tun mußte.

»Wehr dich!« Die beiden Worte drangen dumpf unter dem Tuch hervor, das der Kämpfer vor seinen Mund gebunden hatte.

So etwas ließ sich Suko nicht zweimal sagen. Er täuschte mit links, der andere machte die Bewegung mit und mußte einen Moment später Sukos harten Tritt nehmen, der ihn zu Boden schleuderte. Er schien sich in eine Kugel zu verwandeln, so sehr zog er seinen Oberkörper zusammen, bevor er wieder auf die Füße schnellte, dabei aber nicht mehr so fest stand wie zu Beginn.

Suko hatte so schnell angegriffen, daß der andere nicht dazu gekommen war, seine Waffe einzusetzen.

Und der Inspektor kämpfte weiter; Er wollte eine Entscheidung.

Dieser Gegner, der mit seinem Schwert attackieren wollte, durfte nicht dazu kommen, es auch einzusetzen.

Er warf die Waffe weg.

Suko, schon wieder im Sprung, ließ sich zusammenfallen.

So etwas hatte er noch nicht erlebt, und er hörte den anderen sprechen. »Ich glaube, das reicht fürs erste.«

»Moment mal«, sagte Suko und schaute erstaunt auf die ihm entgegengehaltene Hand.

»Schlag ein, Bruder.«

Suko zögerte. Er wollte nicht, denn er kannte die Tricks, mit denen man arbeiten konnte. Wenn die Hände ineinanderlagen, gab es genug Möglichkeiten, dem anderen den Arm auszukugeln.

Deshalb ließ es Suko bleiben.

»Schau nach hinten«, sagte der andere, als er merkte, daß Suko nicht wollte.

Bevor der Inspektor dies tat, ging er einige Schritte zurück.

Dann drehte er sich um und sah die beiden runden, hellen Kugeln, die allmählich näherkamen.

Ohne lange zu überlegen, wußte er, daß es sich dabei um die Scheinwerfer eines Fahrzeugs handelte. Der Wagen fuhr lautlos. Von seiner Karosserie war kaum etwas zu sehen, denn sie verschmolz mit der Dunkelheit der Nacht. Nur das Abblendlicht zeigte an, daß sich überhaupt ein Auto voranschob.

Suko rechnete noch immer mit einem Trick. Aus diesem Grunde schaute er sich auch um. Er maß die Entfernung zum Wasser und stellte fest, daß er es mit zwei Sprüngen erreichen konnte. Auch rechnete er damit, daß der Wagen plötzlich beschleunigen würde, wobei gleichzeitig die Scheinwerfer aufblendeten.

»Man wird dir nichts tun«, sagte der Mann, der Suko angegriffen hatte.

»Bleib ruhig.«

Suko gab keine Antwort. So lautlos, wie sich das Fahrzeug herangeschoben hatte, so stoppte es auch. Nicht ein Geräusch war zu hören. Ein wenig sackte das schwere Auto vorn ein, dann stand es.

Jetzt erkannte Suko auch die Marke. Ein schwerer Lincoln Continental hatte gehalten. Solche und ähnliche Limousinen wurden auch von Politikern oder Mafiachefs gefahren. Zumeist waren die Wagen dann noch stark gepanzert. Bei diesem konnte man auch damit rechnen.

Die Fahrertür schwang auf. Ein Chinese verließ das Gefährt, ging um den Lincoln herum und öffnete die Beifahrertür für den Chef.

Als sich dieser aus dem Fahrzeug schob, atmete Suko auf, denn er kannte den Mann.

Es war Chu Weng!

Der greise Chinese lächelte, als er auf Suko zuschritt und dicht vor ihm stehenblieb. »Ich muß mich entschuldigen, obwohl es meine Idee gewesen ist, aber ich wollte testen, wie gut du noch in Form bist, mein Lieber. Du hast die Prüfung bestanden.«

Suko lächelte gequält. »Habe ich nicht bewiesen, daß ich...«

Chu Weng hob die Hand. »Sprich nicht von den Ninja-Zombies. Sie waren vergleichsweise harmlos. Du hast damit gerechnet, daß sie kamen, hier war es etwas anderes. Ich gratuliere dir, du hast dich nicht überraschen lassen.«

»Das war auch nicht meine Absicht.«

Chu Weng nickte. »Dir sollte hiermit nur bewiesen werden, wie schwer es sein wird, gegen die Armee der Feinde anzugehen. Sie setzen jeden Trick ein.«

»Sind sie schon am Ziel?« fragte Suko.

»Das wissen wir noch nicht. Ich habe fast alle Kämpfer abgezogen. Es ist kaum noch jemand da, der beobachten kann. Ich rechne allerdings damit, daß die Schiffe schon besetzt sind.«

Damit hatte Chu Weng ein Stichwort gegeben. Die Schiffe waren die ausrangierten Wracks der alten Kriegsfregatten und Zerstörer, die in einem Teil des Hafens vor sich hin rosteten. Suko hatte sich darüber informieren lassen. Es stand so gut wie fest, daß die Schiffe besetzt worden waren.

Und zwar von Ninja!

Das konnten normale Kämpfer sein, aber auch Untote, Zombie-Ninja. Beide an einer Seite kämpfend, bildeten sie fast eine tödliche Mischung, der kaum ein Mensch entgehen konnte, wenn er mit ihr in Berührung kam. Suko und seinen Helfern stand Schlimmes bevor. Sie mußten versuchen, eine Invasion der Ninja-Killer zu verhindern, aus diesem Grunde gingen sie auch den gleichen Weg.

Zu den Wracks konnte man vom Land her gelangen, aber auch über das Wasser. Suko und seine Freunde hatten sich für die letzte Möglichkeit entschieden. Sie wollten mit Booten fahren. Wie Piraten, wie Diebe des Meeres und dann an Bord der Schiffe gehen, um die Ninja dort zu einem gewaltigen Kampf zu stellen.

Ob es ihnen gelang und ob sie auch Sieger blieben, das stand alles in den Sternen.

»Wirst du ebenfalls mit dabei sein?« erkundigte sich Suko.

Chu Weng nickte ernst. »Ja, ich komme hin.«

»Aber nicht mit dem Boot?«

»Nein.« Der greise Mann schob seinen Ärmel zurück, damit das Zifferblatt der Uhr freilag. Er schaute drauf und nickte.

»Es wird Zeit«, sagte er zu den anderen.

»Wo sind die Leute?«

Suko bekam auf seine Frage die richtige Antwort. »Sie sind unterwegs und müßten hier eintreffen.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als Suko das Brummen hörte.

Wenig später sah er den Schatten, in dessen unterer Hälfte zwei weiße Glotzaugen hervorstachen.

Dem Motorengeräusch nach war es ein Lastwagen, der über den Pier rollte. Schon bald schälte sich sein Aufbau hervor. Die Männer traten zur Seite, damit der Fahrer Platz bekam, den Wagen in die Lücke zwischen dem alten Bootshaus und den abgestellten Lincoln zu lenken, wo er ihn auch anhielt.

Sehr schnell verließ der Fahrer den Wagen und blieb vor Chu Weng stehen, um sich zu verbeugen.

»Du hast alle?« fragte der greise Chinese.

»Ja, Herr.«

»Dann laß sie absteigen.«

Der Fahrer ging um seinen Wagen herum. Suko beobachtete, wie er an der Rückseite stehenblieb und die Verschnürung der Plane aufzurte.

Wenig später fiel die Klappe.

Es gab kein Geschrei, keine Fragen, keine Beschwerden.

Nicht einmal gesprochen wurde. Die Männer waren sehr diszipliniert. Sie sprangen von der Ladefläche und stellten sich nebeneinander auf, ohne daß ein Befehl gegeben werden mußte.

Suko schaute sie an.

Nur Chinesen sah er vor sich. Chu Weng hatte seine Streitmacht mobilisiert. Es waren Männer, die durch eine harte Schule gegangen waren. Keine Mörder oder Totschläger, sondern Leute, die die Lebensphilosophie des alten China mit auf den Weg bekommen hatten: So wenig Gewalt anzuwenden wie möglich. Wenn es sein mußte, dann richtig und mit wahrhaft durchschlagendem Erfolg.

Sie trugen keine normale Straßenkleidung, sondern die Kampfkleidung der Karatekämpfer. Und sie waren bewaffnet. In der Dunkelheit schimmerte der Stahl ihrer Schwerter, Wurfsterne und Nunchakis.

Chu Weng schritt die »Front« ab. Er sprach kein Wort, schaute nur und bewegte die Lippen, als er lautlos zählte.

Der Mann, der Suko angegriffen hatte, hielt sich stets einen Schritt hinter seinem Herrn und Meister, als dieser die Männer einzeln anschaute und sich sein Blick in ihren unbewegten Gesichtern festfraß.

Er war zufrieden. Das sah Suko, als über Chu Wengs Lippen ein Lächeln glitt.

Der Inspektor hatte ebenfalls mitgezählt.

Genau 20 Männer waren es.

20 entschlossene Kämpfer, die bereit waren, ihr eigenes Leben in die Waagschale zu werfen.

Chu Weng hielt keine Rede an dieser einsamen Stelle eines verlassenem Piers. Durch Handbewegungen gab er bekannt, daß sich die Reihe auflösen konnte.

Zwei Boote lagen bereit. Sie dümpelten im Schatten der Kaimauer auf den Wellen.

Über zwei verrostete Eisenleitern mußten die Männer klettern, um die Boote zu erreichen.

Suko wurde von Chu Weng noch zurückgehalten. Der alte Mann schaute ihn sehr ernst an. »Du wirst dein Bestes tun«, sagte er, »das weiß ich. Ich drücke dir die Daumen.«

»Danke.« Suko drehte ab und folgte den anderen. Er wußte, daß vor ihm einer seiner schwersten Kämpfe lag...

Er stieg hinter dem makabren und mit Leichen bedeckten Totenbaum hervor wie der berühmte Geist aus der Flasche. Nur war er kein Geist, sondern eine Gestalt mit festem Körper, die zudem noch einen Namen trug.

Shimada!

Ja, es war die lebende Legende, die ich zu sehen bekam.

Und die Erinnerungen stiegen zwangsläufig in mir hoch.

Wie hatte ich gegen ihn gekämpft! Und nicht nur ich allein, sondern auch mein Todfeind Xorron. Innerhalb der Kristallwelt hatten sich die

beiden nichts geschenkt. Xorron, der fast Unbesiegbare, und Shimada, die lebende Legende. Unter dem Schutz der Göttin Pandora stehend, war er in die Kristallwelt gekommen, um Xorron die Macht zu nehmen.

Es hatte kein Pardon zwischen den beiden gegeben. Mir war es dann gelungen, Xorron zu töten. Wie es Shimada ergangen war, wußte ich nicht. Pandora hatte ihn aus dem Spiel geholt und auch die Kristallwelt verändert. Diese Legendenwelt war versunken, wir gerieten wieder in den Strudel der Zeiten und fanden zurück. [1]

Hinter uns hatte ein gewaltiges Abenteuer gelegen, das man auch mit dem Begriff mörderisch umschreiben konnte.

Vergessen hatte ich es nicht, aber ich war doch froh gewesen, Shimada anschließend nicht mehr zu begegnen, denn andere Fälle hatten meine Freunde und mich voll in Anspruch genommen.

Leider war nicht alles, was verschwand, auch wirklich tot oder blieb verschwunden.

Shimada belehrte mich eines Besseren. Pandora, die Unglücksbringerin, hatte im letzten Augenblick ihre schützende Hand um ihn gelegt. Den goldenen Samurai gab es nicht mehr, Xorron war ebenfalls vernichtet, nur Shimada überlebte. Das bewies er mir.

Irgendwie mußte es ihm auch gelungen sein, das gefährliche Samurai-Schwert zu retten, denn er trug es weiterhin bei sich. Und er sah aus wie immer. So kannte ich ihn, so hatte ich ihn fürchten gelernt.

Eine Gestalt, die einen blauen Kampfmantel oder eine blaue Kampfkleidung trug. Wie die Leichentücher um einen Toten, so waren sie um seinen Körper gewickelt. Ich sah von seiner Gestalt eigentlich wenig, nämlich nur einen Ausschnitt seines Gesichts, in dem besonders die Augen auffielen. Sie waren von einem kalten, gnadenlosen Blau. Es erinnerte mich ein wenig an die Augen des Dämons Belphegor, nur waren diese noch anders. Kristalliner, unmenschlicher, dämonenhafter.

Diese Augen schienen das Wissen ferner, längst vergessener Zeiten in sich gesammelt zu haben, sie hatten die Mythen und Legenden zu einem Konglomerat des Schreckens vereinigt, und wer von ihnen angeschaut wurde, sah in den Pupillen seinen Tod.

Ich war von ihnen angeschaut worden. Ich kannte den Blick, ich hatte mich gegen ihn gestemmt.

Auch jetzt tat ich es, obwohl ich spürte, wie mir der Schweiß wie schmelzendes Fett in Bahnen den Rücken entlanglief. Es war auch bei mir die Furcht, die mich reagieren ließ. Es kostete mich Beherrschung, auf der Stelle stehenzubleiben.

Umringt war ich von Feinden. Auch von Oziko, dem Mann, der alles in die Wege geleitet hatte und der als einer der Yakuza-Chefs galt.

Yakuza ist die japanische Mafia. Oziko stand also mit seinen Männern um uns herum und ließ uns keine Sekunde aus den Augen. Er selbst trug einen Revolver. Seine Leute waren gekleidet wie Ninja und auch dementsprechend bewaffnet.

Mit mir in diese vertrackte Lage geraten war Yakup Yalcinkaya. Ein junger Türke, den der Weg nach San Francisco verschlagen hatte, und der dort in einem Kloster von Mönchen ausgebildet worden war.

Gestärkt an Leib und an Seele hatte er das Kloster verlassen, um zu studieren.

Während dieser Zeit hatte er das Mädchen Helen Price kennengelernt, sich in sie verliebt und mußte mit ansehen, wie sie von Ninja-Killern grausam umgebracht worden war.

Seit diesem Tag lebte Yakup allein für seine Rache. Er wollte die Vernichtung der Mörder.

Dabei ging er systematisch vor. Er drehte nicht durch, er dachte nach und erfuhr, daß es Menschen gab, die ebenfalls die grausamen Ninja bekämpften.

Nicht alle Ninja waren schlimm, aber die, die sich um Shimada rankten und die ihn verehrten, konnte man ruhig als mordende Teufel bezeichnen. Der junge Türke hatte Glück. Sein Forschen zeigte Erfolg, der Weg führte ihn nach London. Und dort war er auf Suko und mich getroffen. Er hatte mir das Leben gerettet, Sukos ebenfalls, so daß es einen für ihn perfekten Einstieg gegeben hatte.

Wir waren von seiner Geschichte fasziniert gewesen und hatten nicht gezögert, ihn zu begleiten. An die amerikanische Westküste waren wir geflogen und konnten in San Francisco die Spur der Ninja-Killer aufnehmen. Was Suko inzwischen erreicht hatte, war uns unbekannt, da wir uns von ihm getrennt hatten. Unser Weg aber hatte uns zu einem Mann namens Oziko geführt. Er leitete ein großes Schuhgeschäft, in dem Helen Price, die tote Freundin des Yakup Yalcinkaya, beschäftigt gewesen war. Dieser Oziko war uns bei der ersten Begegnung bereits verdächtig vorgekommen, wir aber besaßen keine Beweise gegen ihn.

Er hatte sehr schnell reagiert und uns Killer auf den Hals geschickt. In der Halle eines Luxushotels war es zum Kampf gekommen, den die Killer verloren.

Für uns stand fest, daß wir die richtige Spur gefunden hatten und machten uns auf den Weg zum Kloster, in dem Yakup ausgebildet worden war. Hier wollten wir mehr über Shimada erfahren.

Es war nicht mehr möglich.

Shimadas Schergen hatten grausam gewütet. Wir waren auf Leichen gestoßen und selbst angegriffen worden. Man hatte uns nicht erwischt, dafür die Reifen des Geländewagens, so daß wir nicht mehr mit dem Fahrzeug zurückkehren konnten. Dies alles schien nach der Lage der

Dinge sowieso zweitrangig geworden zu sein.

Wichtig war Shimada.

Die Spur hatte uns in die Kavernen und Katakomben des Klosters geführt. Hier waren wir von Shimada und seinen Helfern erwartet worden. Und wir sahen die Leichen der verstorbenen Mönche, die, einem alten Ritual folgend, auf einem Totenbaum aufgebahrt wurden.

Es war kein normaler Baum, wie er in der freien Natur wuchs, sondern ein selbstgemachter mit Ästen, mit Zweigen, die so angelegt worden waren, daß sie regelrechte Betten bildeten, in die man die Verstorbenen hineingelegt hatte.

Im tanzenden Schein des Fackelfeuers sahen die Leichen noch schauriger und unheimlicher aus, als sie tatsächlich schon waren.

Gerippe, halb verwesene Tote oder noch welche, bei denen die Fingernägel noch ein Stück gewachsen waren, lagen in den Astbetten.

Dies hier war ein Raum des Todes, der ewigen Ruhe.

Shimada, Oziko und seine Schergen hatten ihn entweiht.

Mir war es schon lange trocken im Hals geworden, und ich bewunderte eigentlich die Ruhe meines Begleiters Yakup, der mich sogar noch mit Worten hatte beruhigen wollen.

Vielleicht hatte er bessere Nerven.

Für mich waren die anderen uninteressant geworden, denn mich interessierte allein Shimada. Ihn schaute ich an. Ihn wollte ich sehen, wie er in die Höhe stieg und sich mir zeigte.

Er war grauenhaft.

Höher und höher wuchs er. Ich dachte darüber nach, wie so etwas passieren konnte, denn ich hatte ihn als wesentlich kleiner in Erinnerung. War das der echte Shimada?

Noch hatte er kein Wort gesprochen. Dabei wußte ich, daß er meine Sprache verstand und auch beherrschte. Aus diesem Grunde wunderte ich mich und überwand meinen anfänglichen Schrecken. Ich wandte mich an den, der die lebende Legende ins Leben gerufen hatte.

»Sagen Sie, Oziko, was soll die Spielerei?«

Der Japaner lachte leise. Hinter seinen Brillengläsern wirkten seine Augen wie die eines toten Tieres. Zudem wurden sie noch rötlich angeleuchtet. »Spielerei?« fragte er und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, Sinclair?«

»Das will ich Ihnen sagen. Ich kenne Shimada. Er ist auf gewisse Art und Weise einmalig, er ist gefährlich, ich habe ihm gegenübergestanden in einer anderen Welt, aber ich weiß, daß er nicht so gewaltig ist, wie er sich hier zeigt. Nicht so übergroß, daß er sogar noch den Totenbaum überragt. Das können Sie mir nicht erzählen.«

»Es ist Shimada!«

Ich hob die Schultern und schaute noch einmal zu ihm hin.

Ja, er war es, und er war es doch nicht. Diese Gestalt kam mir eher vor wie ein gewaltiger Schatten.

Oziko sah meine Skepsis. »Sie wollen mir nicht glauben, Sinclair?«

»Nein.«

»Soll ich es Ihnen beweisen?«

»Bitte.«

Er öffnete den Mund. Ich hatte das Gefühl, in eine Höhle zu schauen, aus der im nächsten Augenblick seine Stimme hervorbrandete.

»Shimada!« hallte es im nächsten Augenblick durch die unterirdisch gelegene Felsenhalle. »Shimada...«

Und der Dämon bewegte sich. Ich sah dieses Huschen, und im nächsten Augenblick erkannte ich die lange, gefährliche und beidseitig geschliffene Klinge des Samurai-Schwerts, das er stets bei sich trug. In der anderen Hand hielt er etwas, das ihm nicht gehörte.

Es war der Fächer!

Amaterasu, die Sonnengöttin, suchte ihn. Sie war von ihrem Bruder Susanoo in das Dunkle Reich verbannt worden und konnte erst befreit werden, wenn sie den Fächer besaß.

Das hatte bisher noch keiner geschafft. Selbst der goldene Samurai war daran zerbrochen. Freiwillig würde Shimada ihn nicht hergeben, und mit Gewalt schafften wir so etwas nicht.

Dazu waren wir einfach zu schwach.

Er ließ ihn zusammengeklappt, zeigte nicht die Sonne des Fächers, aber er bewies uns, daß er echt war.

Das gab auch ich zu.

»Nun?« fragte mich Oziko, »habe ich dir zuviel versprochen, John Sinclair?« Er war wieder in den vertrauten Tonfall gefallen.

»Ich weiß es nicht. Es kann auch ein Geist sein.«

»Soll ich dir das Gegenteil beweisen?«

Ich lächelte kalt. »Das müßte er tun.«

»Shimada!« Der Befehl klang auf, und die lebende Legende reagierte.

So schnell, wie er seinen Arm bewegte, so schnell konnte ich kaum schauen. Ich sah das Blitzen über meinem Schädel, das sich zu einem Kreis schloß, und hörte das Fauchen.

Mit dem Schwert hatte Shimada zugeschlagen. Dabei waren so große Luftwirbel entstanden, daß die Fackeln anfangen zu flackern und sich die Flammen waagerecht legten, als hätten sie Angst, von der Klinge erwischt zu werden.

Ich hatte unwillkürlich den Kopf eingezogen. Erst als ich Ozikos Lachen hörte, schaute ich wieder auf. Allmählich beruhigte ich mich.

Meine Haare hatten sich aufgerichtet, jetzt nahmen sie wieder die normale Lage ein.

Neben mir atmete Yakup scharf ein und aus.

»So war es, so wird es sein und bleiben«, erklärte der Japaner, der

sich nicht gerührt hatte und mit seiner Waffe auf mich zielte. »Shimada ist gekommen, er hat seine wahre Größe erreicht, du wirst es erleben, nein, doch nicht, denn vorher werdet ihr getötet. Ihr könnt es euch aussuchen. Soll Shimada euch vernichten, oder sollen es meine Ninja tun? Sie brennen darauf, es zu tun.«

»Keiner«, erwiderte ich.

Er lachte. »Das habe ich mir gedacht, aber wir werden von unseren Plänen nicht abgehen. Unser Weg ist vorgezeichnet.«

»Mit Mord«, sagte ich.

»Natürlich.«

Plötzlich meldete sich Yakup. »Und weshalb mußte Helen sterben? Sie hat euch nichts getan?«

»Du Narr«, erwiderte Oziko und begann zu lachen. »Natürlich hat sie uns nichts getan, aber jeder Mensch besitzt zwei Augen, um zu sehen. Helen sah auch. Nur entdeckte sie etwas, das nicht für ihre Augen gemacht war. Sie beobachtete uns.«

»Wen genau?«

»Mich und meine Freunde. Sie bekam eine Versammlung mit. Zwar hat sie wohl kaum etwas von dem gehört, was gesprochen wurde, doch wir mußten sichergehen.«

»Und deshalb habt ihr sie grausam getötet?« ächzte Yakup Yalcinkaya.

»So ist es.«

An dieser Antwort hatte mein türkischer Freund schwer zu knacken.

Er öffnete und schloß seine Hände. Um seine Lippen zuckte es, und er warf mir einen flehenden Blick zu, in dem aber auch der Haß schwelte, den er dem anderen entgegenbrachte. Yakup hätte sich, das war ihm anzusehen, am liebsten auf diesen Mann gestürzt. Nur mühsam hielt er sich zurück, und seine Blicke wandten sich dem Totenbaum zu, als erwarte er von dort Hilfe.

Erwartete er das wirklich?

Auch ich schaute auf den Baum. Dort tat sich nichts. Die Leichen lagen weiterhin in ihrer gespenstisch anmutenden Starrheit, obwohl sie durch die Lichtreflexe manchmal so aussahen, als wären sie zu einem unheilvollen Leben erwacht. Sie waren in der Halle der Weisheit begraben worden, damit ihr Geist eins werden konnte mit dem Kosmos, um aus anderen Dimensionen hervor Lebenden Unterstützung zu gewähren.

So jedenfalls hatte ich die Botschaft verstanden, und ich war gespannt, ob sie eingehalten wurde.

Yakup glaubte daran.

Er war plötzlich zum Mittelpunkt geworden. Sein Blick und der des Japaners Oziko trafen sich. Yakup schaute voller Wut und Haß. In seinem Innern loderte ein Inferno der Gefühle.

In den Augen brannte es.

Er verzehrte sich. Nichts war mehr von seiner coolen Überlegenheit geblieben, die man ihm sicher im Kloster beigebracht hatte.

»Was wollen Sie noch?« fragte Yakup. »Sie haben das Leben eines Menschen genommen? Weshalb wollen Sie unseres auch zerstören?«

»Jeder, der sich mir in den Weg stellt, wird vernichtet«, erklärte der Yakuza-Führer kalt. »Es gibt kein Zurück. Der Tod ist eine beschlossene Sache. Von Geburt an. Nur der Zeitpunkt ist immer anders. Er wechselt. Den einen trifft es früher, den anderen später.« Nach den Worten umspielte ein knappes Lächeln die Lippen des Japaners. »Und wenn der Geisterjäger vernichtet wird, jubeln die Heerscharen des Bösen.«

Yakup atmete tief durch. »Es ist also dein fester Wille, uns umzubringen?«

»Ja.«

Für einen Moment wirkten die Augen des jungen Türken wie gläserne Kugeln. Dann nickte er. Bedächtig und langsam tat er dies, ein äußeres Zeichen seines eben gefaßten Entschlusses.

Oziko war gespannt, und auch ich fragte mich, was er vorhatte.

Obwohl Yakup neben mir stand, schien er meilenweit entfernt zu sein.

Der Körper war eine Hülle, ein leeres Gehäuse ohne Leben und Geist.

Dann ließ er sich auf die Knie fallen.

Nichts hatte diese Reaktion zuvor angedeutet. Er fiel aus dem Stand und blieb in der Haltung.

Auch Oziko zeigte sich verwirrt. Der Revolverlauf war der Bewegung gefolgt. Die Mündung zielte auf den Kopf des Knienden.

Wahrscheinlich rechnete der Japaner mit einem Trick.

Aber Yakup dachte nicht daran, eine seiner Waffen zu ziehen. Er bewegte beide Arme in die Höhe und führte die Hände gegeneinander, so daß sich die Finger ineinander verschlingen konnten. Seinen Blick richtete er gegen die Höhlendecke und ließ danach den Kopf langsam sinken, so daß er den Totenbaum anstarren konnte.

In diesem Moment sah er so aus, als würde er den Baum tatsächlich anbeten.

So etwas Ähnliches geschah auch. Yakup Yalcinkaya hielt mit dem Baum der Toten Zwiesprache.

Ich stand sehr nahe bei ihm. Auch über Yakups Gesicht fiel der Widerschein des Feuers. Seine Wangen hatten einen rötlichen Schein angenommen, der auch die Lippen nicht ausließ, denn ich erkannte, wie sie sich bewegten.

Eine stumme Zwiesprache!

Da Yakup seinen Blick nicht änderte und den Baum unverwandt anstarrte, gab es für mich nur eine Lösung. Er hielt Zwiesprache mit

den dort aufgebahrten Toten.

Er sagte ihnen etwas...

Und ich wurde wieder an seine seltsamen Worte erinnert.

Hatte er mir nicht geraten, keine Angst zu haben? Trotz der Feinde hatte er sich sicher gefühlt.

Und dafür sorgten die Toten.

Niemand störte ihn. Auch ich hütete mich, eine Frage zu stellen. Selbst unsere Feinde waren auf irgendeine Art und Weise von den Vorgängen fasziniert.

Yakup hielt noch immer die Hände zusammen. Über seine Lippen drang kein Laut. Er sprach und redete dennoch nicht.

Aber er wurde gehört, eine andere Möglichkeit gab es für mich einfach nicht.

Im Baum tat sich etwas.

Jeder vernahm das Knacken.

Es war kein Brechen irgendwelcher Knochen. Ein Knacken, das auf das Splittern von Holz hindeutete.

Einer der Arme hatte plötzlich zuviel Druck bekommen. Da schien die Leiche schwerer geworden zu sein, jedenfalls löste sich der Holzarm und fiel nach unten.

Und mit ihm die Leiche!

Es war ein Toter, der sein Gewand noch anhatte. Eng lag es um seinen Körper und erinnerte mich an einen Kokon, aus dem der Kopf bleich und kugelartig hervorschaute. Dicht unter den Augen war die Haut eingerissen. Ein Knochenstück schaute jeweils wie die abgestumpfte Spitze eines Messers hervor, und die darüberliegenden Augen wirkten wie die eines ausgestopften Tieres.

Oziko erwachte aus der Erstarrung. Als der Tote gefallen war, hatte auch er einen Schritt zur Seite gemacht. Mit einer herrischen Bewegung gab er seinen Schergen den Befehl, den Kreis zu sprengen, damit er hindurchgehen konnte.

Nur zögernd traten die Ninja zur Seite. Einige flüsterten, ich verstand sie nicht. Im Augenblick interessierte mich allem Oziko, der sein Ziel erreicht hatte und auf den Toten schaute.

Er trat ihn.

Der Tote rührte sich nicht, und trotzdem war er aus dem Baum nach unten gefallen.

Das begriff der andere nicht.

Yakup kniete noch immer. Ich kam mir in diesen Augenblicken wie ein Statist in einem Horror-Bühnenstück vor, denn ich konnte unmöglich eingreifen. Das war Yakups Sache. Er hatte in diesem Kloster gelernt. Es war ihm zu einer Heimat geworden, und nun dies.

Oziko kam zu ihm. Zwei wütende Schritte reichten. Dann senkte der Japaner die Waffenmündung noch weiter und drückte das kalte Rund

in das warme Fleisch der Wange.

»Was soll das bedeuten?« keuchte er Voller Wut. »Was hast du da getan, verdammter Hund?«

Yakup gab keine Antwort. Er beugte sich nur dem Gebot der Waffe, indem er seinen Kopf in die entsprechende Richtung drängte.

Oziko schaute mich an. Er sah über den Kopf des knienden Yakup hinweg. »Was soll das bedeuten, Sinclair?«

»Ich habe keine Ahnung.«

In den Augen hinter seinen Brillengläsern stand Unglaube.

»Du willst mich hier reinlegen. Ihr beide wollt es. Ihr...«

Yakup unterbrach ihn. Nicht durch Taten, sondern mit Worten, die über seine Lippen flossen. Er flehte, er betete, er hielt Zwiesprache, und er hatte Erfolg.

Oziko trat zurück.

Zwangsläufig löste sich die Waffe. Er schaute wieder zu dem Baum hin, aber Shimada gab es nicht mehr.

Auch mir war nicht aufgefallen, daß er sich verzogen hatte.

Klammheimlich war er verschwunden. Hing der Grund vielleicht mit den seltsamen Gebeten oder dem ungewöhnlichen Gehabe des jungen Türken zusammen?

Ich wußte es nicht. Konnte es mir auch kaum vorstellen.

Shimada war ein mächtiger Gegner. Er war stark und gehörte zu den Großen unter den Schwarzbütlern.

Nein, da war irgend etwas anderes passiert. Und zwar angeregt durch die seltsamen »Gebete« des Türken.

Oziko zeigte sich sehr irritiert. Er zischte einige Befehle, die von den Ninja verstanden wurden, denn sie drehten sich langsam und sahen ebenfalls zu den Leichen hin.

Yakup stoppte sein »Gebet«.

Dafür lachte er.

Zunächst war es ein glucksendes Lachen, das noch aus seinem geschlossenen Mund drang. Dann öffnete er die Lippen, das Lachen war jetzt zu hören und wurde lauter.

Es nahm einen dröhnenden Klang an, der durch die unterirdische Grotte hallte.

Wir erlebten die Echos. Sie schwangen gegen unsere Ohren wie Donnerschläge, sie rüttelten auf und erinnerten mich an Peitschenschläge, die über meinen Rücken strichen.

War das Lachen ein Zeichen?

Die Ninja wurden unsicher. Auch Oziko wußte nicht mehr, was er tun sollte. Er schrie dagegen an. Seine Stimme wurde kurzerhand verschluckt. Ich schaute zum Baum.

Der zuckende Widerschein des Feuers gab genügend Licht, um auch die Astgabeln erkennen zu können.

Genau dort geschah es.

Die Toten blieben nicht mehr ruhig. Sehr deutlich war es zu erkennen.

Nein, das war keine Täuschung, da gaukelte mir der Lichtschein auch nichts vor. Innerhalb des Spiels aus Licht und Schatten sah ich die Bewegungen der Toten, die gar nicht mehr so tot waren.

Wenn sie sich bewegen konnten, bestand kein Grund für sie, auf dem Baum zu bleiben.

Das taten sie auch nicht.

Es geschah mit seltsam rollenden Bewegungen, denen ein Zucken vorausging. Wie ein Startsignal wirkte es. Plötzlich bekamen die ersten Leichen das Übergewicht.

Steif wie Bretter fielen sie aus dem Geäst.

Unten standen die Ninja. Sie waren die Zielobjekte der jetzt lebenden Toten.

Und Yakup öffnete den Mund. Keine Gebete drangen mehr über seine Lippen. Es war ein lauter, hallender Siegesruf, der durch die Felsenhalle drang.

»Das ist unsere Stunde! Das ist unsere Stunde...« Das letzte Wort endete abermals in einem Lachen.

Und der erste Tote, der schon länger auf dem Boden lag, griff zu. Ich bekam mit, wie er seinen Arm ausstreckte, die Finger den Knöchel des Japaners umfaßten und zudrückten.

Ozikos Gesicht verzerrte sich. Er mußte den Druck spüren und auch den plötzlichen Ruck, der ihn von den Beinen riß.

Der Yakuza-Chef wurde genau auf mich zugeschleudert...

Die anderen interessierten mich nicht mehr. Ich sah Oziko fallen und auch die Waffe in seiner Hand. Dieses verdammte Mordinstrument mit der kleinen Mündung, aus der jeden Augenblick der Tod geschleudert werden konnte, um mich in sein tiefes Schattenreich zu reißen.

Ob mich andere Ninja weiterhin in Schach hielten, wußte ich nicht. Es war mir in diesem Augenblick auch egal. Ich wollte nur nicht, daß die Waffe Feuer spie und eine Kugel mein Leben auslöschte.

Meine Handkante jagte nach unten.

Ich traf das Gelenk des rechten Arms, hörte den Schrei des Japaners und bekam mit, wie der Mann zusammensackte.

Gleichzeitig huschte Yakup zur Seite weg. Er bewegte sich geschmeidig wie ein Raubtier, griff in seinen Köcher, holte den ersten Pfeil hervor und ließ auch den Bogen von der Schulter rutschen.

Wohin er verschwand, konnte ich nicht erkennen, mir kam es darauf an, dem Grauen unbeschädigt zu entkommen.

Der Japaner war vor meinen Füßen zusammengesunken.

Den Arm konnte er nicht mehr in die Höhe bekommen. Ich wollte seinen Revolver haben und riß ihn ihm aus der Hand.

Wenn ich mich gegen die Ninja verteidigen mußte, dann auch mit einer normalen Waffe.

Oziko schrie. Sein Gesicht hatte sich verzerrt, der Mund stand offen, und er stützte sich auf seinen linken Arm, um mir entgegenzukriechen. Ich verschwand.

Der Japaner schrie hinter mir her, gleichzeitig feuerte er seine Ninja an, sich gegen die aus dem Baum gefallen lebenden Leichen zu verteidigen.

Das taten sie auch, wobei Yakup und ich zunächst einmal zu Zuschauern degradiert worden war.

Es war ein kaum faßbares Bild. Ungemein schwer zu beschreiben aus der Sicht eines Mannes, der sich in den Hintergrund gedrängt sah.

Meine Augen mußten sich erst an die unnatürlichen Lichtverhältnisse gewöhnen. Ich sah das Zucken der Fackeln. Die Flammen huschten auf und nieder. Sie tanzten einmal nach rechts, dann wieder nach links, wurden in die Höhe geschleudert, kehrten zurück, malten gespenstische Figuren in die Gesichter der Kämpfenden und ließen die Klingen der sich heftig bewegend Schwerter aussehen wie stählerne Schatten mit blitzenden Reflexen.

Da wurden Gesichter zu schaurigen Masken. Manche Menschen wirkten selbst wie lebende Tote. Sie waren von ihnen kaum zu unterscheiden.

Immer wieder rafften sich die Zombies auf und hingen wie Kletten an den Körpern der Ninja.

Schwerter pfften durch die Luft. Gefährliche Rundschläge töteten die lebenden Leichen endgültig, aber die Ninja bekamen einiges ab. Sie konnten der Masse nicht so schnell Herr werden, und ich sah aus dem Dunkel etwas herbeiwischen.

Es waren Pfeile.

Yakup Yalcinkaya schoß.

Er traf auch. Wobei er trotz des schlechten Lichts bewies, wie ungewöhnlich gut er mit seinen Waffen umgehen konnte. Seine Lehrmeister hatten ihn wirklich ausgezeichnet ausgebildet.

Ich hielt mich zurück. Normalerweise war es so, daß ich gegen lebende Tote anging, in diesem Falle standen sie auf meiner Seite und griffen die Ninja an.

Jemand huschte geduckt von der Seite auf mich zu. Als für einen Moment der flackernde Lichtschein einer Fackel auf die Gestalt fiel, erkannte ich Yakup.

Sein Gesicht war verzerrt, die Augen schienen zu glühen, und ich sah auch einen Ninja-Kämpfer, der ihm den Weg abschneiden wollte. Für mich war es zu spät. Ich hätte den Ninja nur durch eine Kugel stoppen können und hielt die Waffe schon schußbereit, als Yakup sich zu Boden drehte wie eine Spirale und der wuchtig geführte Schwerthieb

über seinen Schädel hinwegpfiß.

Im nächsten Augenblick stieß der Türke zu.

Durch das blitzschnelle Unterlaufen des Schwerthiebs hatte er es geschafft, den Ninja vor sich zu bekommen.

Noch in derselben Sekunde kippte der Kämpfer um. Er fiel zwischen die anderen, die sich mit den lebenden Leichen herumschlugen und sich kaum auf den Beinen halten konnten, weil die Zombies ständig nachgriffen, sofern sich die Gelegenheit dazu bot.

Es war ein Kampf ohne Erbarmen.

Yakup stand plötzlich neben mir. »Ich habe es dir gesagt!« keuchte er.

»Ich habe es dir gesagt. Die toten Brüder stehen auf unserer Seite. Die Magie der Mönche war stärker. Ich werde mir den verdammten Japaner holen. Oziko wird so sterben wie meine Helen!«

Bevor ich noch etwas erwidern konnte, war Yakup wieder verschwunden. Eingetaucht in den Kampfwirrwarr aus Leibern, blitzenden Schwertern, erstickt klingenden Schreien und dumpfen Schlägen.

Zurück blieb ich und mußte mit ansehen, daß die Ninja sich zu einem Rückzug formierten.

Das wunderte mich, denn sie gaben an sich nicht so leicht auf. Sechs von ihnen hatten sich um Oziko versammelt. Der Japaner hielt in der linken Hand ein Beuteschwert, die rechte konnte er nicht mehr gebrauchen. Er selbst mischte mit, und er trieb seine Leute auch an.

Rückwärtsgehend bewegten sie sich dem Gang zu, durch den wir gekommen waren. Die Lichter der Fackeln vereinigten sich zu einem tanzenden, zuckenden Wirrwarr, der über Körper, Köpfe und Gesichter flog wie flüssige Glut.

Yakup kämpfte verbissen. Er hatte jetzt nur sein Schwert eingesetzt.

Ich hörte seine Schreie, die das Klirren der Waffen überklangen.

»Oziko, du Mörder!«

Seine gellende Stimme übertönte selbst das Kampfgetümmel. »Du verdammter Mörder! Stell dich, damit ich dir die gerechte Strafe geben kann! Du hast sie getötet! Du allein...«

Er war nicht mehr zu halten.

Mit wahren Todesmut stürmte er vor, um den Pulk der Leiber zu sprengen, die den Japaner umgaben.

Auch ich mußte eingreifen. Ich brachte es einfach nicht fertig, auf die Ninja zu schießen. Mochten sie Verbrecher sein, mochten sie Morde auf ihr Gewissen geladen haben, es waren Menschen und keine Untoten.

Ein Ninja hatte einen harten Schlag mitbekommen. Er torkelte rückwärts und dabei genau auf mich zu. Noch während er sich in Bewegung befand, drehte er sich.

Ich konnte sein Gesicht sehen und auch das Blut, das aus zahlreichen Wunden floß.

Dieser Mann war am Ende seiner Kräfte. Die Beretta hatte ich weggesteckt und entwand ihm mit einer Drehbewegung das Schwert. Ich hörte ihn noch kläglich schreien, bevor er zusammenbrach, ich über ihn hinwegsprang und die heiße Fackelglut dabei dicht an meinen Beinen vorbeistrich.

Einen Augenblick später war ich zwischen ihnen.

Ich bekam den Beweis, wie die Ninja kämpfen konnten.

Zwei wollten mich töten.

Sie kamen von rechts und links, ich steckte in der Klemme und hielt sie mit einem Rundschlag vom Leib.

Von irgendwoher hörte ich Yakup schreien, dann sah ich das wirbelnde Spiel aus Licht und Schatten; sie überdeckten mich wie ein gewaltiger Vorhang. Dazwischen bemerkte ich das Blitzen der Klingen, hörte die hellen Geräusche, als mein Schwert gegen die anderen stieß, und sprang zurück, um aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich zu gelangen.

Mit großer Mühe und einer schnellen Reaktion entging ich den nächsten beiden Hieben, konterte dann, und mein Rundschlag verschaffte mir für einen Moment Luft.

Im Prinzip wunderte ich mich, daß ich noch lebte. Die Ninja waren Meister im Umgang mit den Schwertern. Ich hatte ihnen kaum etwas entgegenzusetzen. Daß ich noch lebte, konnte ich mir nur dadurch erklären, daß die Ninja verwirrt waren.

Etwas raste von oben auf mich herab. Ein blinkender, blitzender Reflex nur, aber eines dieser verdammten Schwerter. Ich parierte mit Mühe. Beim Zusammenprall beider Waffen hatte ich das Gefühl, jemand hätte meine Hand abgeschlagen. So hart war die Kollision.

Der zweite wollte mir den Rest geben, als er mitten in der Bewegung erstarnte.

Eine vor mir nicht zu erkennende Kraft richtete ihn hoch.

Er stellte sich auf die Zehenspitzen, sein Gesicht verzerrte sich, die Maske war nach unten gerutscht, ich sah den Schmerz auf seinen Zügen und die Augen, die sich weit geöffnet hatten.

Er ging noch einen Schritt, streckte die Arme aus und klammerte sich an seinem Kumpan fest, so daß er diesen behinderte.

Ich nutzte die Gunst des Augenblicks und legte viel Kraft in meinen Schlag.

Mit der flachen Seite des Schwerts traf ich den Kopf des zweiten Ninja. Der Mann röchelte, bevor er zusammensackte und vor meinen Füßen liegenblieb.

Das war geschafft.

Und auch der erste fiel.

Ich konnte sehen, weshalb er nicht mehr weitergekämpft hatte. Tote fighten nicht mehr.

Im Rücken des Mannes steckte ein Pfeil. Der Schaft schaute wie ein mahnender Finger hervor.

Für einen Moment erfaßte mich der Schwindel. Es war das Gefühl der Erleichterung, denn mein Leben war gerettet worden.

Dafür hatte Yakup gesorgt.

Sein Schuß war ein Treffer ins Zentrum gewesen. Als ich mich bedanken wollte, war Yakup bereits verschwunden.

Aber auch die restlichen Ninja mit ihrem Anführer Oziko.

Vor meinen Füßen lagen sechs Tote.

Und zwischen ihnen auch die anderen Toten, die sich nun nicht mehr erheben würden, denn die Menschen hatten sie auf Zombie-Art ausgeschaltet.

In der Luft lag der Geruch von Blut und Schweiß. Für die restlichen lebenden Leichen hatte ich keinen Blick, denn ich sah Yakup Yalcinkaya zurückkehren.

So ähnlich mußte manch müder Krieger ausgesehen haben, wenn eine Schlacht vorbei war.

Yakup konnte sich auf den Beinen halten, das war auch alles. Er wankte, ich sah sein verzerrtes Gesicht im Schein der auf dem Boden liegenden und weiterbrennenden Fackeln. Es war kein siegessicheres Lachen, sondern ein Zeichen des Schmerzes.

Ich ging zu ihm und stützte ihn. Dabei stellte ich fest, daß er von zwei Streichen getroffen worden war. Am Brustkorb und an der Hüfte blutete er.

»Kannst du dich noch halten?« fragte ich besorgt.

»Es geht schon.«

»Du mußt zu einem Arzt.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, kein Arzt. Wir haben alles im Kloster. Ich kenne mich in der Behandlung von Wunden aus. Wir müssen nur hoch und auch die Brüder befreien.«

Natürlich, an sie hatte ich nicht gedacht.

Ich schaute mich um. Was ich in den folgenden Sekunden erlebte, war schon ein Phänomen.

Die lebenden Toten kletterten wieder in ihre Gräber zurück.

Dabei blieben sie unter den Ästen der Bäume stehen und reckten ihre Arme, um die »Zweige« zu erreichen.

Da krallte sich so manche Knochenhand um das Gebälk. Ich sah auch halb verwesene Klauen, in denen noch soviel Kraft steckte, um den Körper in die Höhe zu ziehen.

Ein Phänomen.

So etwas hatte ich noch nie erlebt, deshalb stand ich da und staunte nur.

Yakup lehnte sich gegen mich. Er brauchte jetzt eine Stütze.

Ich hörte ihn schwer atmen. »Sie kehren wieder zurück in ihre Gräber. Sie haben uns das Leben gerettet und für Ruhe gesorgt, hier in der Halle der Weisheit.«

Natürlich, das sah ich. Aber ich wollte den Grund wissen, wie so etwas möglich war. »Wie kann das angehen?« fragte ich. »Weshalb habt ihr sie begraben, wo sie doch noch lebende Leichen waren. Zombies, wie wir immer sagen.«

»Zu hat es getan.«

»Ist Zu euer Abt?«

»Ja, ich sagte es schon. Er ist aber mehr. Zu hat einen Teil des Lebens in den geheimen Grüften verbracht und alte Schriften gelesen. Er ist das, was nur wenige Menschen sind...«

Ich schaute Yakup gespannt an und wartete auf den letzten Teil der Antwort.

Mein türkischer Freund mußte zunächst Luft holen. »Zu gehört zu den Totsprechern.«

»Was?«

»Ja, er kann Menschen totsprechen. Das hat er auch mit den Brüdern getan, als er merkte, daß sie sterben würden. Bevor sie endgültig diese Welt verließen, nahm er sich ihrer an. Er sprach sie tot. Als sie dann gestorben waren, wurden sie hier auf den Baum gelegt. Für alle Welt waren sie tot, doch sie sind nicht wie normale Menschen gestorben. Zu hielt sie unter Kontrolle, als Geheimwaffe gewissermaßen. Sein Geist steckte in ihnen. Seine Worte hatten dafür gesorgt, daß sie anders als normale Leichen waren.«

Das war harter Tobak, den man mir zu schlucken gegeben hatte. Ich sah dennoch keinen Grund, Yakup nicht zu glauben und nickte mit starrem Gesichtsausdruck.

Ich hörte sein krächzendes Lachen. »Glaubst du mir nicht, John Sinclair?«

»Doch, aber es fällt mir schwer.«

»Wer kennt schon die Geheimnisse der Welt? Des Lebens und auch des Sterbens?«

Die orakelhaft ausgesprochene Antwort stimmte in diesem Fall tatsächlich. Besonders dann, wenn ich zu dem Totenbaum schaute, der von den Leichen besetzt wurde.

Die noch übriggebliebenen lebenden Toten nahmen ihre alten Grabplätze ein. Einige blieben leer, aber die Körper, die sich innerhalb des Baumgeästs befanden, legten sich zur Ruhe nieder. Wobei mir der Begriff letzte Ruhe falsch vorkam.

Ich begriff so vieles nicht und lernte immer wieder neu hinzu. Von Totsprechern hatte ich schon gehört. Es waren besondere Menschen.

Man fand sie zumeist in Asien. Versteckt in dichten Dschungeln,

gingen sie ihrer »Arbeit« nach, wenn sie angefordert wurden. Auf den indonesischen Inseln waren sie besonders stark vertreten.

Yakup Yalcinkaya unterbrach meine Gedankenkette. »Laß uns die anderen befreien«, sagte er.

»Und wo sind sie?«

»Ich zeige dir den Weg.«

Er war hart gegen sich selbst und wollte nicht, daß ich ihn stütze. Er bat mich nur, eine Fackel mitzunehmen, was ich nur zu gern tat, denn der Weg führte uns in die Düsternis der gewaltigen Felsenhöhle.

Nur allmählich wich die Dunkelheit. Als wir die Wand erreichten, sah ich einen Stollen.

»Führt er zu dem Gefängnis?« fragte ich.

Yakup nickte. »Ja, wenn wir ihn durchgehen, befinden wir uns am Ende des Klosters.«

»Wo wir auch einen zweiten Ausgang finden?«

»Ich kenne ihn nicht.«

Yakup sagte dies mit einer so großen Bestimmtheit, daß ich ihm die Worte glaubte.

Wir tauchten in den Stollen. Ich zog den Kopf ein. Das Fackellicht tanzte über die Wände, schuf Licht und Schatten, das man mit einiger Phantasie als unheimliche, geisterhafte Figuren bezeichnen konnte.

Der junge Türke hatte sich nicht helfen lassen wollen. Ich merkte, wie schwer er zu kämpfen hatte, denn er atmete längst nicht mehr so ruhig wie sonst. Die Verletzung machte ihm arg zu schaffen. Schnaufend stieß er manchmal die Luft aus.

Der Stollen war kürzer, als ich geglaubt hatte. Er endete in einer Höhle, die eine runde Form zeigte. Schon beim Herkommen war mir das klirrende Geräusch aufgefallen. Nun erkannte ich die Ursache.

Man hatte die Mönche innerhalb der Höhle angekettet. Sie lagen am Boden, die Gelenke steckten in eisernen Manschetten, und die rostigen Ketten waren an den Wänden befestigt.

Yakup blieb stehen.

»Hast du einen Schlüssel?« fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. Gleichzeitig deutete er auf eine kleine Nische.

»Dort wirst du den Schlüssel finden.«

Ich schritt auf das mir genannte Ziel zu, während ich hinter mir die Stimmen der gefangenen Mönche vernahm und auch Yakup reden hörte.

Die Nische war sehr schmal. Ein Spalt im Gestein, mehr nicht. Ich leuchtete hinein und entdeckte einen kleinen Kasten, der nicht verschlossen war. Nachdem der Deckel stand, konnte ich in den Kasten hineinschauen. Dort lagen tatsächlich die Schlüssel. Die Mönche hatten wirklich an alles gedacht. Ihre Feinde wußten es nicht, die hätten den Kasten sonst mitgenommen.

Wenig später machte ich mich an die Arbeit, die ich sehr gern tat. Bei jedem schloß ich die Ketten auf und dachte dabei an die Ninja und an Oziko. Sie waren entkommen. Ich konnte mir vorstellen, daß sie auf schreckliche Rache sann.

Während ich mich mit den Ketten beschäftigte, schaute ich in die Gesichter der Mönche.

Sie waren von der Askese gezeichnet worden.

Manche Männer machten den Eindruck, kurz vor dem Ende zu stehen.

So knochig und hohlwangig sahen ihre Gesichter aus.

Anders der Ausdruck in ihren Augen.

Er zeugte von einem Lebenswillen, der sie umklammert hielt und gleichzeitig wie eine Flamme war. Ja, sie wollten leben, sie würden sich nicht beugen und keinem Terror verfallen.

Ich hörte kein Wort des Dankes, das verlangte ich auch nicht, aber ich las in den Augen der Männer ein Versprechen.

Der letzte Mönch, den ich befreite, war Zu, der Geheimnisvolle und Totsprecher. Reiner Zufall, daß er jetzt an die Reihe kam. Yakup hatte mich beobachtet. Er kam zu mir und verneigte sich vor der Gestalt, die in den Ketten lag.

Ich zögerte einen Moment und schaute Yakup aus meiner gebückten Haltung an.

Er nickte.

Für mich war es das Zeichen, die Ketten aufzuschließen.

Die eisernen Ringe fielen zu Boden und gleichzeitig auch die Hände. Der Vorsteher oder Abt des Klosters war endlich frei.

Er bewegte sich nicht, so daß ich Zeit hatte, ihn mir genau anzusehen.

Locker betrachtet, war er der Typ, der kleinen Kindern Angst machen konnte. Dieser Mann glich mehr einem Skelett als einem Menschen. Er war abgemagert, dünn und mit Fingern versehen, die mich an lange Stricknadeln erinnerten.

Ich schaute genauer hin und stellte fest, daß er keine Nägel mehr besaß. Yakup hatte meinen Blick bemerkt. »Die anderen müssen ihn gefoltert haben«, erklärte er.

Ich bekam Magendrücken.

Yakup half Zu, auf die Beine zu kommen. Der alte Mann blieb von allein stehen. Er benötigte keine Stütze. Und er sprach die Worte in meiner Heimatsprache, damit ich sie auch verstehen konnte.

»Ich wußte, daß du uns nicht im Stich läßt, Yakup. Wir haben dich in das Kloster aufgenommen, wir haben dir unsere Lehren und Weisheiten nahegebracht, nun wirst du sie mehr benötigen, denn ich mochte dich als meinen Erben einsetzen.«

Yakup schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht, Zu.«

»Das wirst du sehr bald. Kommt mit, wir wollen dieses Gefängnis verlassen.«

Auch die anderen Mönche hatten seine Stimme vernommen und erhoben sich von ihren Plätzen.

Sie formierten sich zu einer Reihe. Hintereinander schritten sie dem Stollen entgegen und tauchten ein. Von uns wurden sie begleitet. Der Fackelschein tanzte über die mageren, von sackähnlicher Kleidung umhüllten, gebeugten Rücken, Yakup und Zu hatten die Spitze übernommen. Sie redeten leise miteinander. Ich verstand sie nicht. Wahrscheinlich würde ich ihre Worte auch nicht begreifen. Für mich war es so fremd geworden und gleichzeitig auch unheimlich.

Nur unsere Schritte waren zu hören. Die Mönche schlurften, als hätten sie keine Kraft mehr, die Beine vom Boden abzuheben.

Abermals erreichten wir die große Grotte. Die lebenden Leichen hatten sich wieder in ihre hohen Gräber zurückgezogen. Sie lagen dort starr wie Puppen.

Die Mönche versammelten sich um den Totenbaum. Einen Kreis hatten sie gebildet.

Obwohl jeder von ihnen unter dem Terror der Besetzer gelitten hatte, war ihnen nichts anzumerken. Auch Yakup hielt sich tapfer, trotz seiner Verletzungen. Hin und wieder nur zuckten seine Mundwinkel. Ein Zeichen, daß er Schmerzen hatte.

Ich ging zu ihm. Die Aufstellung der Mönche glich einem Ritual. Ich rechnete damit, daß dies etwas zu bedeuten hatte und wollte Yakup danach fragen.

»Ja, das hat etwas zu bedeuten«, erklärte er.

»Und was?«

»Zu wird es uns sagen!«

Er war die zentrale Figur. Um ihn drehte sich alles, und er begann auch zu sprechen.

Ich hörte zu, obwohl ich die Worte nicht verstand, da die Sprache fremd für mich war.

Aber ich vernahm Yakups Stöhnen.

»Was ist?« fragte ich ihn.

Yakup schüttelte den Kopf. Er war nicht bereit, mir jetzt schon eine Antwort zu geben. Statt dessen schaute er nach vorn und lauschte, damit er auch jedes Wort mitbekam.

Ich drängte nicht weiter. Yakup berichtete von allein. »Zu gibt zu, daß er versagt hat«, hauchte der Türke, »und als ein Versager kann er das Kloster nicht leiten.«

»Was will er denn machen?« fragte ich. »Zurücktreten?«

»Nein, das nicht. Er zieht andere Konsequenzen. Die Regeln schreiben es vor.«

»Rede schon!« drängte ich.

»Er wird sich selbst totsprechen...«

Im ersten Moment nahm ich an, mich verhöhnt zu haben.

Das war doch nicht möglich, und ich fragte noch einmal nach. »Was will er? Sich totsprechen?«

»So ist es.«

»Weshalb? Was ist der Grund? Er...«

»Zu hat versagt. Er konnte dieser heiligen Stätte keinen Schutz mehr geben. Aus diesem Grunde muß er die Konsequenzen tragen. So schreiben es die Regeln nun einmal vor.«

Das war glatter Wahnsinn. Ich konnte es nicht fassen.

Wieder einmal war ich mit einer Welt und einer Geisteshaltung konfrontiert worden, für die ich als Europäer kein Verständnis aufbringen konnte. Das war mir einfach zu hoch.

Mir wäre es nie in den Sinn gekommen, so zu handeln. Aber ich war auch kein Totsprecher.

»Sein Platz ist dort oben bei den anderen im Baum!« wisperte Yakup Yalcinkaya.

»Man muß ihn davon überzeugen...«

»Nein, John, man muß gar nichts. Du kannst nicht in seine Seele blicken. Du kennst sein Leben nicht. Er hat es einem Zweck geweiht, der dazu führen soll, dem Guten zu dienen.«

»Er konnte doch nichts dafür...«

»John, du kennst die Regeln des Klosters und die des Mönchslebens nicht. Deshalb unternimm nichts und laß ihn.«

Ich nickte. Nur wollte ich noch wissen, was mit den anderen Mönchen geschah, denn auch sie hatten versagt, wenn man die Lage realistisch betrachtete.

Yakup wußte auch da eine Antwort. »Wenn Zu sich opfert, ist den anderen vergeben.«

So einfach war das also. Da kam ich nicht mit. Weiterhin führte ich mein Statistendasein und schaute Zu sowie den anderen Mönchen zu, die sich von ihren Plätzen gelöst hatten und auf ihren Meister und Abt zuschritten.

Die Männer nahmen Abschied.

Mir wurde eine Szene geboten, die mir verdammt unter die Haut ging.

Sie war schwer zu beschreiben. Man konnte sie als ehrlich, als gespenstisch und makaber zugleich bezeichnen.

Zu hatte seinen rechten Arm ausgestreckt. Dabei hing seine Hand zum Gelenk hin im rechten Winkel nach unten und sah so aus, als würde sie überhaupt nicht zu ihm gehören. Die Finger zitterten unmerklich, aber jeder, der an Zu herantrat, nahm die Hand zwischen seine Finger und berührte die dünne Haut mit den Lippen. Während dieser Geste legte ihm Zu die linke Hand auf den Kopf, bekam so

einen innigeren Kontakt und drückte damit seinen Abschied aus.

Jeder kam an die Reihe. Und ganz zum Schluß ging mein neuer Freund Yakup.

Er hielt sich gerade und wollte nicht zeigen, daß ihm die Verletzung zu schaffen machte.

Auch er küßte den Handrücken des anderen. Yakup wurde ebenfalls von der anderen Hand auf dem Kopf berührt. Bei ihm dauerte es etwas länger. Zwischen den beiden so unterschiedlichen Männern war ein festes Band entstanden, das nie mehr reißen sollte.

Sehr langsam hob Zu einen Arm an. Die Augen des alten Mannes schauten über den gekrümmten Rücken des Türken hinweg. Der Blick verlor sich dort, wo das Feuer der Fackeln gegen die Höhlendecke loderte und sie mit einem tanzenden Schattenmuster anmalte.

Yakup trat zurück. Er reihte sich in den Kreis der anderen ein, die Zu gespannt anschauten.

Auch ich sah ihm zu.

Noch einmal richtete sich der magere Greis auf, dann begann er mit einer unglaublichen Vorstellung eines Selbstmords...

Mit Suko waren es 21 Männer, und diese hatten sich auf zwei Boote verteilt.

Es waren einfache Kähne mit Ruderbänken aus festem Holz. Die Boote waren mit Motoren bestückt, die jedoch nicht angestellt wurden, da genügend Ruder bereitlagen und die Männer auch kräftig genug waren, um die beiden Boote zu rudern.

Suko hatte in dem ersten seinen Platz gefunden. Er saß nahe am Heck und ruderte noch nicht. Es war ein lauer Tag gewesen, die Nacht brachte mehr Abkühlung und auch Feuchtigkeit, die sich auf dem Wasser niederschlug, wo sie einen leichten Dunst bildete.

Niemand sprach. Die Stille einer Nacht umgab sie. Nur das Eintauchen der Ruderblätter war zu vernehmen und das Schmatzen des Wassers, wenn es zu beiden Seiten der Bordwand entlanglief. Es sah dann aus wie eine blasige Perlenschnur, die irgendwann zerplatzte.

Das Boot schaukelte kaum, so ruhig ruderten die Männer.

Hin und wieder schimmerten ihre Gesichter wie bleiche Schatten, wenn vom Kai her das Licht einer Streulaterne bis auf die Wasseroberfläche fiel.

Die Boote wurden nahe der Kaimauer gerudert. Sie hielten sich in dessen Schatten, so bestand nicht zu leicht die Gefahr einer Entdeckung.

Keine Polizei, keine offizielle Stelle wußte Bescheid, wer da unterwegs war und weshalb diese Männer auszogen. Wenn es Shimada

und seinen Ninja-Zombies gelang, das Kommando einer Stadt wie Frisco zu übernehmen, kam dies dem absoluten Chaos gleich.

Sukos Gedanken irrten ab. Er dachte daran, daß er und sein Freund John in London den jungen Türken Yakup Yalcinkaya kennengelernt hatten. Beiden hatte Yakup das Leben gerettet. Gewissermaßen als Dank waren er und John an die Westküste der Staaten geflogen. Yakup hatte zwar von einer Gefahr berichtet, nie hätte Suko geglaubt, daß sie schon so akut gewesen war. Sie hatte sich praktisch innerhalb von Sekunden verdichtet, und es war verdammt schwer, den Überblick zu behalten.

Mehrere Gruppen mischten mit. Deshalb hatte sich Suko von seinem Freund John getrennt. Sie wollten verschiedene Wege gehen, aber vereint zuschlagen. Ob ihnen das jedoch gelang, war fraglich. Während Suko sich bei seinen zahlreichen »Vettern« umgeschaut hatte, war John Sinclair anderen Spuren nachgegangen, die aber nicht darauf hindeuteten, daß sie sich irgendwann einmal treffen würden.

Das Wasser war ruhig. Es bildete eine schwarze Fläche, auf der Ölreste hin und wieder bunt schillerten. Um diese Zeit fuhr keines der großen Schiffe mehr den Hafen an. Diejenigen, die die Küste erreichten, blieben draußen auf dem Meer liegen und warteten den beginnenden Tag und die Helligkeit ab.

Suko schaute in den Himmel.

Das Firmament zeigte ein dunkles Blau. So weit das Auge reichte, spannte es sich wie ein überdimensionales Gummituch. Vereinzelt blinkten die Sterne wie ferne gelbe Lampenkegel.

Sie mußten einige Meilen zurücklegen, um den gewaltigen Schiffsfriedhof zu erreichen, der irgendwann einmal zerstört werden sollte. Bisher jedoch hatten sich die Verantwortlichen dazu noch nicht aufraffen können.

Die Schiffe lagen Bordwand an Bordwand, so daß sie ohne Mühe zu überqueren waren.

Sie boten zahlreiche Verstecke. Für Ninja eigentlich ein idealer Platz und eine hundertprozentige Operationsbasis.

Die Kaimauer senkte sich allmählich und verschwand.

Rechts glühten die Lichter der Stadt. Hin und wieder sahen die Männer das Licht einer zuckenden Leuchtreklame, die ihre Farbkaskaden über Wände und Straßen warf. Als lichterfüllte Türme ragten die Hochhäuser in den Himmel, als wollten sie seine dunkle Bläue durchstoßen und nach den Sternen greifen.

In ihrer Nähe lief auch die lange Meeresdünen aus. Unrat schaukelte auf dem Wasser. Er vermischte sich mit dem Öl, das die großen Schiffe verloren hatten.

Es gab eine kleine Kursänderung. Die Boote wurden auf das offenere Meer gerudert. Nicht weit entfernt fuhr ein anderes Schiff vorbei. Die

Passagiere an Bord hatten ihren Kahn festlich geschmückt. Leise Musikfetzen wehten über das Wasser. Sie wirkten wie der Gruß aus einer fernen Welt.

Ablösung!

Jetzt mußte auch Suko rudern.

Die Boote schwankten kaum, als die Männer ihre Plätze wechselten.

Sie konnten sich sehr gut bewegen und hatten ihre Körper voll unter Kontrolle. Auch Suko nahm wieder Platz. Er saß an der Backbordseite, hörte ein geflüstertes Kommando und begann in dem Augenblick zu rudern, als sich auch die anderen in die Riemen legten.

Voll zogen sie durch.

Man sah den sehnigen Gestalten nicht an, welche Kraft in ihnen steckte. Diese Männer waren durch- und austrainiert.

Das Leben war oft genug für sie ein ewiger Kampf und hatte sie gestählt, wie z. B. den Scotland Yard-Inspektor Suko.

Er hatte keine Schwierigkeiten, sich dem Rhythmus anzupassen.

Zudem liefen sie mit den langen Dünungswellen und nicht quer, so daß sie von dem wogenden Wasser getragen wurden.

Gleichmäßig tauchten die Ruder ein, wurden wieder hervorgeholt, um erneut in den Fluten zu versinken.

Die Körper bewegten sich im Takt. Vorbeugen, zurückweichen, wieder vorbeugen.

Es war wie der gleichmäßige Schlag einer Uhr.

Das Ufer blieb weiter zurück. In der Ferne schimmerten die Lichter der Golden Gate wie eine Fata Morgana. Die hellen Lichterreihen verschwammen im Dunst.

Nicht ein Tropfen Wasser spritzte über. Die Männer verstanden ihr Handwerk ausgezeichnet.

Niemand murrte, niemand begehrte auf. Sie waren eine verschworene Gemeinschaft, die ihr Ziel erreichen mußte.

Einem jedem war klar, daß es die letzte Nacht in seinem Leben sein konnte.

Auch Suko.

Ninja-Zombies kannten kein Pardon. Sie würden töten, sobald sie etwas Lebendiges sahen.

Die Männer waren mit Gewehren, Schwertern, Dolchen und Nunchakis ausgerüstet. Sie beherrschten die Waffen ihrer Vorväter ebenso wie die modernen.

Sanft wiegend glitt das Boot weiter. Die Wellen trugen es, manchmal schienen die beiden Schiffe zu schweben, und die nächste Kursänderung brachte sie wieder näher an das Ufer.

Jetzt sahen sie kaum noch Lichter. Nur weit entfernt, wo auch eine Straße herführte und die langen Streifen der Scheinwerfer wie gelbweiße Stielaugen wirkten.

Trotz Küstennähe nahm die Einsamkeit zu. Suko kannte sich nicht aus, er glaubte aber daran, daß sie die Hälfte der Strecke längst hinter sich gelassen hatten.

Müdigkeit spürte er nicht. Dazu war er einfach zu sehr durchtrainiert.

Den anderen erging es ebenso. Niemand schlaffte ab. Sie machten so weiter, wie sie begonnen hatten.

Die Dunkelheit schluckte die beiden Boote. Der Abstand blieb stets gleich. Einmal erhob sich am Bug des ersten Bootes eine Gestalt und preßte ein Nachtsichtglas gegen die Augen.

Er starrte nach vorn und nahm nach etwa einer halben Minute wieder Platz.

Flüsternd gab er die Anordnungen weiter.

Auch Suko bekam Bescheid.

Die letzten Meilen lagen jetzt vor ihnen. Noch einmal wurde die Schlagzahl erhöht, und das Boot schien sich vorn aufzubäumen. Es schnitt in die Wellen, tanzte mal über die Dünung und bekam mehr Fahrt. So näherten sie sich dem Ziel, das schon bald mit bloßem Auge zu erkennen war, denn weit vor ihnen ragte aus dem Wasser eine gewaltige dunkle Wand, die sich zudem noch in das Meer hinausschob.

Der Schiffsfriedhof!

Suko glaubte nicht daran, daß er gesichert war. Man hätte schon sehr aufwendige Maßnahmen treffen müssen, und das lohnte sich nicht, denn Munition gab es nicht mehr an Bord.

Auch waren sämtliche Waffen demontiert worden, es war praktisch nur mehr das nackte Gerüst vorhanden.

Allmählich rückte die Wand näher. Ein unheimlicher Vorgang, denn die gewaltige Bordwand des Schiffes konnte einem unsicheren Gemüt schon Angstgefühle einflößen.

Der Schatten war da!

Er fiel auch auf das Wasser und nahm durch das Kräuseln der Wellen ein zuckendes Muster an.

Die Männer, die nicht ruderten, erhoben sich von ihren Plätzen. Erste Kommandos ertönten. Sie wehten im Flüsterton an die Ohren der Ruderer. Die Kämpfer hielten Taue in den Händen.

»Ruder hoch!«

Sofort schnellten die Blätter aus dem Wasser und wurden eingezogen.

Die beiden Boote besaßen noch so viel Fahrt, daß sie bis gegen die Bordwand getrieben werden konnten.

Eine weite Dünungswelle packte sie, und die Wand wurde so gewaltig, daß die Männer das Gefühl bekommen konnten, vom Maul eines Molochs verschluckt zu werden.

Das Anlegen war nicht einfach, aber es gelang. Plötzlich flogen Taue

wie lebendige Schlangen durch die Luft, fanden entsprechende Haken an der Bordwand, wickelten sich darum und wurden von kräftigen Fäusten festgezurr.

Niemand ließ mehr los. Eine weitere Welle warf das Boot so dicht an den rostigen Stahl heran, daß Kontakt hergestellt wurde. Der Schlag war ziemlich heftig. Er schleuderte einen der Männer über Bord, der sofort wieder auftauchte und geschmeidig in das Boot zurückkletterte.

Weitere Taue flogen. Sie waren mit Haken beschwert, die sich in den Stufen einer zur Hälfte hochgezogenen Gangway festkrallten und gewissermaßen eine Brücke bildeten.

Man probierte genau aus, ob die Stricke hielten. Dann machten sich zwei Männer daran, an dem straff gespannten Tau in die Höhe zu klettern. Niemand brauchte dazu den Befehl zu geben. Ein jeder wußte genau, was er zu tun hatte.

Suko schaute zu. Die beiden Männer wirkten wie Schatten, die sich schnell bewegten. Unangefochten erreichten sie die Leiter, lösten die Verriegelung, wobei die zweite Hälfte scheppernd nach unten rutschte.

Das Geräusch hallte zum Glück nur in eine Richtung, denn es wurde von der Bordwand zur anderen Seite hin geschluckt.

Dann war die Leiter unten.

Sie zitterte noch nach. Ihre Festigkeit wurde geprüft. Zufriedenes Nicken deutete an, daß alles in Ordnung war.

Die ersten stiegen hoch.

Da drängte sich niemand vor, jeder wartete, bis der andere soweit war, um ihm folgen zu können.

Suko gehörte zu den letzten aus dem ersten Boot. Auch er sprach kein Wort. Ein jeder war konzentriert. Diejenigen, die schon auf Deck standen, deckten den anderen den Rücken.

Mit Suko waren es 21 Männer, die sich schließlich auf dem Deck versammelten.

Im Flüsterton wurde gesprochen. Man verteilte Seile mit Eisenhaken, denn die einzelnen Schiffe besaßen eine oft unterschiedliche Höhe.

Noch einmal wünschten sich die Männer gegenseitig viel Glück. Sie wußten, was auf sie zukam, streckten die Arme aus und legten die Hände zusammen.

So bildeten sie eine verschworene Gemeinschaft. Einer würde für den anderen in den Tod gehen. Wenn die Ninja auftauchten, sollten sie es nicht leicht haben...

Vor meinen Augen rollte ein unheimlicher Selbstmord ab.

Totsprechen, nannte sich das. Bisher hatte ich geglaubt, daß diese Totsprecher nur andere umbringen konnten, nun wurde ich eines

Besseren belehrt und bekam jede Einzelheit mit.

Die anderen schauten ebenso starr zu wie ich. Niemand griff ein.

Wenn das Schicksal oder die Regeln der Lebensphilosophie etwas beschlossen hatten, wurde dies hingenommen.

Zu stand unter dem Baum. Die mageren Arme und die nagellosen Hände hielt er gestreckt, als wollte er mit seinen Händen die Äste fassen und sich daran hochziehen.

Der Mund stand weit offen. Kein Laut drang daraus hervor, obwohl er ihn bewegte. Wahrscheinlich redete er lautlos.

Später vernahmen wir ein Flüstern.

Heiser hörte es sich an, manchmal auch krächzend. Immer dann sprühte Speichel vor seinen Lippen und bildete einen zu Boden fallenden Schirm.

Es war eine Sprache, die ich nicht verstand. Ich konnte nur zuschauen und diesen seltsamen Lauten horchen, die jetzt lauter gesprochen wurden, so daß sie durch die Höhle hallten und seltsamerweise nicht nur von uns verstanden wurden, sondern auch von den in ihren Baumgräbern liegenden Toten.

Sie begannen, sich zu bewegen. Arme reckten sich in die Höhe, Hände wurden zu Fäusten, Finger streckten sich. Sie schleiften über die Zweige und Äste, Nägel kratzten, und einige Körper drehten sich auf den Bauch.

Zu hielt sich weiterhin auf den Füßen, obwohl es ihm schwerfallen mußte, denn je mehr Worte aus seinem Mund drangen, um so stärker wurde er durchgeschüttelt. Sein Körper geriet in hektische Zuckungen.

Er schlenkerte mit Armen und Beinen. Beinahe wirkte er wie ein Kasper, doch der Vergleich hätte nicht gepaßt, die Lage war einfach zu ernst.

Die übrigen Mönche hatten Fackeln aufgenommen und leuchteten ihren Abt an. Der Körper wurde vom hellen und dunklen Licht umzuckt und umschmeichelt. Durch die tanzenden und sich ständig neu formierenden Schatten sah er noch schlimmer aus, als er tatsächlich schon war. Jetzt glich Zu einem dämonischen Geschöpf aus einer Urwelt, das in die Gegenwart gekommen war, um dort seine Lehren zu verbreiten.

Er tanzte, und er sprach.

Hektische Worte. Die Silben überschlugen sich. Mal redete er kreischend, dann wieder dumpf und begleitete jeden Satz mit dem wilden Aufstampfen seines rechten Fußes.

Sein Gesicht war verzerrt. Für mich hatte sich der menschliche Ausdruck verflüchtigt, es glich nun einer Horror-Maske, in der die Augen wie zwei Schächte wirkten.

Selten in meiner Laufbahn hat mich etwas so beeindruckt wie dieses Totsprechen und der damit verbundene makabre Tanz.

Für einen Moment blieb Zu auf der Stelle stehen, senkte seinen Kopf und begann den Tanz von neuem. Diesmal anders, er blieb auf dem Fleck. Er hob nur mehr seine Füße und stampfte wütend auf, als wollte er alles zertreten.

Dabei schrie er wilde Worte. Satzketten überschlugen sich.

Sie waren wohl ein Beispiel für seinen Körper, denn Zu blieb nicht mehr auf den Beinen.

Er schleuderte sich selbst zu Boden.

Das geschah mit einer ungeheuren Wucht. Wir hörten etwas Brechen, rechneten damit, daß Zu liegenbleiben würde, das trat auch ein, aber er bewegte sich weiter.

Zu den Leichen und deren herabhängenden Armen rief er hoch. Seine Worte drangen noch hektischer aus dem Mund, sie gingen einen Rhythmus ein, der von den umstehenden Mönchen genau verstanden wurde, denn nun griffen auch sie ein.

Die Fackeln warfen sie hinter sich, damit sie die Hände freihatten, um den Takt zu schlagen.

Sie klatschten Zu in den Tod!

Bei jedem Zusammentreffen der Hände bewegten sich auch ihre Körper ruckartig nach vorn. Es war schwer für mich, da ich mich aus der Reihe gelöst hatte, eine Lücke zu finden, durch die ich schauen konnte.

Und ich sah ihn.

Der Zustand, in den Zu gefallen war, glich dem einer Ekstase. Er wälzte sich am Boden, trommelte mit den Fäusten, schrie und sprach Worte, die wohl nur er verstand.

Vielleicht trug das Fackellicht die Schuld, ich aber glaubte, daß sein Gesicht knallrot angelaufen war und sich unter seiner Haut dick die Adern abzeichneten.

Er brüllte.

Es waren hohe, schrille Schreie, die seinen Mund verließen.

Sie hörten sich an wie ein tiefes Klagen, ein Jammern und Wimmern. Zu lag auf dem Rücken. Er selbst tat nichts dazu, um sich zu bewegen. Dafür sorgte sein innerer Zustand.

Schüttelfrost durchtoste seinen Körper. Hacken und Hände schlugen auf den harten Boden. Die Gesichtshaut zitterte ebenfalls. Der Mund klappte auf und zu, gezischte Worte verließen ihn, bis er plötzlich ruhig wurde und auch nicht mehr sprach.

Steif und starr lag er da.

Die Mönche hörten auf zu klatschen. Ihre Arme sanken nach unten.

Gleichzeitig beugten sie die Oberkörper voller Ehrfurcht nach vorn und erwiesen einem Mann die letzte Ehre, der nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Ich konnte über die Rücken der Mönche hinwegsehen und sah Zu

genauer. Ja, er war tot. Sein Kopf lag so auf der Seite, daß ich von den starren Augen angesehen werden konnte. Der Blick war glasig und gleichzeitig furchtbar.

Ich selbst wandte mich ab.

Die Mönche gingen auf ihren Toten zu und fingen ein großes Wehklagen an.

Nur Yakup beteiligte sich nicht daran. Er drehte sich um.

Ich sah, daß in seinen Augen Tränen schimmerten. Wir schritten aufeinander zu, und blieben im Schatten stehen, wo das Fackellicht nicht mehr hinzuckte.

»Nun?« fragte ich ihn.

Yakup hob die Schultern. »Ich fühle mich sehr schlecht.«

»Du hast sehr an ihm gehangen, wie?«

»Das auch, dennoch gibt es einen zweiten Grund. Er hat mich zu seinem Nachfolger bestimmt.«

»Oh...«

»Du hast sicherlich gesehen, daß ich mit ihm sprach. Da hat er mir alles gesagt. Ich soll das Kloster wieder aufbauen und das Böse abhalten. Ich soll den entweihten Saal der Weisheit wieder zu dem machen, was er einmal gewesen ist. Ein Refugium der Stärke, der Erholung und des reinen Geistes. All das hat er mir aufgetragen.«

»Wirst du es übernehmen?« fragte ich.

»Ja, ich halte mein Versprechen. Doch zuvor muß ich noch etwas anderes erledigen. Die Ninja sind entkommen. Und auch Oziko, mein Todfeind. Ich werde mit ihm und seinen Männern abrechnen, das verspreche ich dir, John Sinclair.«

»Laß dich nicht vom Haß leiten. Es widerspräche den Regeln der Lehren.«

»Du hast recht. Ich werde kühl überlegen. Du gab mir die Verantwortung. Ich muß mich würdig erweisen und darf sein Vertrauen nicht enttäuschen, wenn er in seinem Baumgrab liegt.«

Unwillkürlich warf ich einen Blick auf den Totenbaum.

Die darin liegenden Leichen waren wieder in ihre Starre verfallen.

Jetzt erwarteten sie den Meister, der sie auf seine spezielle Art und Weise getötet hatte. Ein wirklich unglaubliches Phänomen, das ich hier erlebt hatte. Ein Teil Mystik, ein Teil Natur und ein Teil dessen, was man wohl mit dem Begriff unbegreiflich umschreiben kann.

Unter dem Baum knieten die Mönche. Als ich hinschaute, waren sie dabei, den steifen Körper ihres Oberhauptes in die Höhe zu hieven.

Yakup stieß mich an. »Komm jetzt, wir müssen gehen. Die Zeremonien dauern, länger. Ich wäre dabei geblieben, aber Du versteht mich schon, daß andere Aufgaben vorgehen.«

Da hatte er in meinem Sinne gesprochen. Ich dachte darüber nach, was wir erreicht hatten. Eigentlich nichts, wenn man es genauer

betrachtete.

Gut, ich hatte Shimada gesehen, wir hatten auch einen Angriff normaler Ninja abschlagen können, doch die Besetzung des Klosters war sicherlich nicht ihre Hauptaufgabe gewesen.

Die hatten – und davon war ich fest überzeugt –, noch andere Dinge vor.

Welche dies waren, konnte ich leider nicht beantworten. Es gab keine Spuren. Meine einzige Hoffnung hieß Suko.

Vielleicht war es ihm durch seine Beziehungen und Aktivitäten gelungen, weitere Spuren aufzunehmen.

Da mußte man mal sehen.

Unser Hotel war praktisch das Hauptquartier. Wenn Suko etwas erreicht hatte, lag dort sicherlich eine Nachricht für uns.

Mittlerweile hatten wir den zweiten Ausgang erreicht, von dem Yakup erst kurz vor dem Tod des greisen Zu erfahren hatte. Es war ein verborgener Ausstieg. Innerhalb des Ganggefüges existierte ein Stein, der sich durch Druck bewegen ließ. Danach schwang er nach innen und gab einen Schacht frei, in den wir kletterten.

Er führte in die Höhe. Ich hatte keine Fackel mehr mitgenommen und verließ mich auf meine kleine Lampe. In ihrem Licht erkannten wir die Sprossen, die wir hochklettern mußten.

Yakup machte den Anfang.

Trotz seiner Verletzung hielt er sich gut. Zwar legte er zweimal eine Pause ein, dann trieb ihn die Energie weiter. Ich kletterte hinter ihm her.

Von den Sprossen rieselte Rost, der mir auf den Kopf und ins Gesicht fiel.

Wir durchquerten den finsternen Schacht und erreichten sein Ende, ohne daß etwas passiert wäre.

Mit einer Hand drückte ich gegen die Innenseite einer Klapptür, die über mir aufschwang. Jetzt ließ ich wieder Yakup den Vortritt, er war schließlich der Verletzte.

In einem kahlen Raum fanden wir uns wieder. Er glich einer Zelle. Ich sah ein einfaches Lager aus Stroh und einer Decke. Durch ein schmales Fenster sickerte nur wenig Tageslicht und zeichnete einen hellen Streifen auf den Boden.

Ein Stuhl und simple Holzregale waren auch vorhanden.

Gefüllt waren die Regale mit Büchern. Vor der gegenüberliegenden Wand stand ein Schrank. Er reichte mir in seiner Höhe bis zu den Schenkeln. Der Schlüssel steckte in der Tür.

Yakup hatte sich auf den Stuhl fallen lassen. Er nickte in Richtung Schrank. »Dort findest du die Salben«, erklärte er mir.

Ich öffnete die Tür. Auf einem trennenden Einsatz standen Tiegel und Tongefäße verschiedener Farben.

»Nimm das blaue Gefäß«, sagte der Türke.

Ich holte einen Tiegel hervor, öffnete den Deckel und schaute auf eine dunkle Paste.

Yakup hatte inzwischen sein Hemd ausgezogen und war nahe an das Fenster gerückt, so daß ich seine Wunden untersuchen konnte. Sie sahen nicht gut aus und waren tiefer, als ich angenommen hatte.

»Die Salbe wird heilen«, sagte er. »Nimm nicht zu wenig von ihr und bestreiche die Wunden damit.«

»Wer hat sie hergestellt? Zu?«

»Ja. Nach alten Rezepten. Ich werde die Rezepte ebenfalls bald erfahren.«

»Kann ich mir hier irgendwo die Hände waschen?« fragte ich.

»Mach es so.«

Ich hob die Schultern. Mir war es egal, Yakup wußte schon, was er sagte und tat.

Als ich die Salbe an meinen Fingern spürte, merkte ich schon, wie sehr sie kühlte. Sie würde auch Yakups Wunden guttun. Vorsichtig bestrich ich die entsprechenden Stellen mit dem etwas grünlich schimmernden und leicht nach Minze riechenden Zeug. Der junge Türke zuckte zusammen. Er hielt aber durch und biß die Zähne zusammen.

Beide Wunden behandelte ich mit der Salbe und hörte, wie mein Patient stöhnte. »Das tut gut«, flüsterte er nach einer Weile.

»Wo sind Verbände?«

»Nimm Pflaster. Es muß sich ebenfalls im Schrank befinden.«

Ich wunderte mich. Die Kloster-Apotheke war modern eingerichtet.

Ich hatte schon damit gerechnet, Blätter auf die Salbe kleben zu müssen.

Wenig später hatte ich den Türken verarztet. Er stand sofort wieder auf.

In seinem Gesicht zuckte es. Kein Laut drang über seine Lippen, als er mir zunickte.

»Gehen wir, John.«

»Du willst mit?«

»Natürlich werde ich an deiner Seite bleiben. Ich habe noch etwas vor.«

Er schaute mich bei dieser Antwort so entschlossen an, daß ich nur mehr mit den Schultern zucken konnte. Es wurde also getan, was er wollte.

»Ich führe dich«, sagte Yakup.

Dagegen hatte ich nichts. Schließlich kannte er sich im Kloster aus.

Nur fragte ich mich, wie wir zurückkommen sollten.

Schließlich waren die Reifen unseres Fahrzeugs zerstoßen worden.

Durch schmale Gänge, die ich zuvor noch nicht gekannt hatte,

erreichten wir den Bereich des Klosters, wo wir uns schon einmal aufgehalten hatten. Von dieser Stelle aus hatten wir es nicht mehr weit bis zum Ausgang. Es war die Halle, die wir schon kannten. In der Nähe auf der Treppe hatten wir auch einen Toten gefunden.

Mit einer Gefahr rechneten wir nicht, deshalb waren wir beide überrascht, als wir von einer hämisch klingenden Stimme angesprochen wurden.

»Bleibt ja stehen, sonst puste ich euch das Hirn aus euren verdammten Killerschädeln!«

Ein Ninja sprach so nicht. Also mußte uns ein anderer aufgelauert haben.

Auch kam mir die Stimme bekannt vor. Ich wußte nur im Moment nicht, wo ich sie hinstecken sollte. Gehört hatte ich sie jedenfalls, und es war nicht lange her.

Wir blieben stehen. Der Kerl hatte es sicherlich ernst gemeint. Beide hoben wir die Arme, während der Unsichtbare in unserem Rücken den nächsten Befehl gab.

»Auseinander!«

Wir standen ihm zu dicht beisammen. Yakup und ich gingen jeweils einen Schritt in verschiedene Richtungen und mußten auf den nächsten Befehl hin stoppen.

Der andere lachte. Es war ein höhnisches Gelächter. Dann hörten wir schlurfende Schritte und durften uns sogar umdrehen.

Ich schaffte es vor Yakup. Fast hätte ich mir gegen die Stirn geschlagen, daß ich nicht auf den Namen des Sprechers gekommen war.

Jetzt, wo ich ihn breitbeinig, fett und irgendwie widerlich vor mir stehen sah, fiel mir wieder ein, daß dieser Mensch Polizist war und auf den Allerweltsnamen Myer hörte.

Er schwitzte. Das Wasser rann wie Öl über sein dickes Gesicht. Die breiten Hosenträger spannten sich über seinem Bauch, das Gesicht war zu einer widerlichen Grimasse verzerrt. Es schien nicht mehr aus einer normalen Haut zu bestehen, sondern aus Teig.

Myer strömte einen säuerlichen Geruch aus. Sein Hemd zeigte starke Schwitzflecken, die Jacke saß zu eng, und der verdammte Revolver in seiner Faust gefiel mir überhaupt nicht. Mit dem Kaliber konnte er Elefanten umhauen. Er nickte und gab sich so eine Selbstbestätigung.

»Euch verdammten Vögeln habe ich nicht getraut. Im Gegensatz zu Lieutenant Gomez. Es war schon gut, daß ich mich auf eure Fersen gesetzt habe. Hat verdammt lange gedauert, bis ich euch erwischen konnte, aber jetzt wird die Sache ganz anders aussehen. Ich bin gespannt, wie ihr die Leichen erklären wollt.«

»Wir haben die Mönche nicht getötet.«

Sein Gesicht wurde lang. »Was du nicht sagst, du Superpolizist. Wer

denn? Deine Geister?»

»So ungefähr.«

»Dann zeig sie mir doch.«

»Schauen Sie sich die Toten an, Myer. Keiner hat eine Kugel mitbekommen. Sie sind auf andere Art und Weise getötet worden.«

»Durch Pfeile, wie?»

»Zum Beispiel.«

»Das ist toll. Die schauen bei deinem Kumpan aus dem Köcher.« Myer lachte. Es würde schwer sein, ihn zu überzeugen, und es würde Zeit kosten. Die hatten wir nicht. Also mußte es einen anderen Ausweg geben.

Myer war unsicher. Wir sahen es ihm an. Seinen Blick konnte man als unstet bezeichnen. Auch seine Haltung war nicht die bequemste. Er stand breitbeinig da, seine Fettmassen drückten auf die Hüften. Die Arme hatte er ausgestreckt. Mit der linken Hand stützte er die rechte ab.

Der Revolver zitterte. Ich wußte, wie er weiterhin reagieren würde. Er mußte dafür sorgen, daß wir unsere Waffen loswurden. Dabei konnten wir ihn vielleicht überraschen.

»Und jetzt weg mit den Kanonen, Kollegen!« flüsterte er und begann heftig zu keuchen. »Aber hübsch vorsichtig. Keine dummen Bewegungen, sonst explodiert mein kleiner Freund hier, den ich in der Hand halte.«

Ich traute Myer zu, daß er schießen würde. Der brachte alles fertig.

Wenn die Polizei schon auf solche Typen zurückgreifen mußte, war es schlecht um sie bestellt. Leute wie Myer gingen in den Staatsdienst, um eigene Aggressionen abzulassen und dabei ihrer Gewalttätigkeit einen legalen Anstrich gaben. Zum Glück waren diese Typen Ausnahmen.

Ich wandte den Kopf nach links, drehte mich dabei und fing Yakups Blick auf, wobei ich auch sein Nicken bemerkte.

Ein kaum erkennbares Zeichen, für mich der Beweis, daß er die Sache in die Hand nehmen und ich sie ihm auch überlassen wollte.

»Los!« keuchte Myer, der allmählich ungeduldig wurde.

»Weg mit den Kanonen!«

Was ihn so nervös machte, konnte ich nicht genau sagen.

Vielleicht war es die Situation an sich, möglicherweise auch nur unsere Sicherheit, denn Angst zeigten wir nicht. Er war es wahrscheinlich gewohnt, daß die Leute, die in die Mündung seiner Kanone schauten, anfangen zu zittern.

Zudem bewegte ich mich langsam. Da Yakup sich nicht rührte, war Myers Blick zwangsläufig auf mich fixiert. Ich sah, daß er schluckte.

Dabei bewegte sich der Speck an seinem Hals. Er schaukelte auf und nieder. Zudem stand sein Mund offen. Kleine Speichelbläschen sah ich

auf den dicken Lippen. Sie sahen aus wie winzige, durchsichtige Perlen.

Myer sprach wieder. »Soweit kommt es noch«, flüsterte er.

»Die Leute abknallen und dann noch versuchen, sich zu verdrücken. Nette Kollegen seid ihr, wirklich.«

Durch seine eigenen Worte schien er sich beruhigen zu wollen. Ich holte die Beretta hervor. Dabei ging ich nach wie vor sehr behutsam zu Werke, der Kerl vor mir gehörte zu den Typen, die einen nervösen Zeigefinger besaßen.

Ich hielt die Beretta am Lauf gepackt. Dann winkelte ich den Arm ab, und zwar in die Richtung, die von Yakup am weitesten entfernt lag.

Zwangsläufig folgte Myers Blick meinem Arm.

Das konnte die Chance für den Türken sein!

Es war sie auch!

Yakup hatte mich verstanden. Urplötzlich, als die Konzentration des Polizisten zwangsläufig nachließ, reagierte er.

Er huschte zur Seite, fiel ineinander und hielt plötzlich eine Waffe in der Hand.

Es war kein Revolver, er verließ sich auf seine Nunchaki.

Ich hörte den Schrei, hechtete zu Boden, drehte mich dabei und sah, daß etwas durch die Luft wirbelte.

Es war ein Stück Holz, ein langer Griff. An seinem Ende befand sich eine blitzende Kette. Sie war mit dem zweiten Griff verbunden, den Yakup noch in der Hand hielt.

Und die Waffe wurde noch länger.

Der Treffer!

Arm, Kinn und Revolver wurden erwischt. Wir hörten Myer schreien, er schoß sogar, jagte die Kugel aber in die Decke und wankte auf seinen stämmigen Beinen zurück.

Yakup sprang vor.

Wieder wirbelte die Nunchaki. Ich kam so schnell gar nicht mit, sah die Verbindungskette blitzen, und plötzlich lag sie wie eine kalte, stählerne Schlange um Myers Waffenarm.

Yakup glich einem Tänzer. Er riß die Arme hoch. Die Nunchaki folgte seiner Bewegung, und auch der Waffenarm des Polizisten wurde hart in die Höhe geschleudert.

Yakup war bei ihm. Der schwere Revolver polterte zu Boden, während der dicke Myer dem Boden entgegensackte und wuchtig auf ihn fiel.

Sein rechter Arm hing noch immer in der Kette, er war nach hinten gezogen worden, während sich Myer mit der linken Hand abstützte.

Yakup hatte sich hinter ihm aufgebaut und nickte mir zu.

Ich hob meine Beretta auf und steckte sie ein. Dann schritt ich auf Myer zu, der mich haßerfüllt und ängstlich anstarrte.

»Na los, du Bastard, schieß schon!« keuchte er.

»Weshalb?«

»Die anderen habt ihr doch auch umgelegt.«

Ich blieb vor ihm stehen und schüttelte den Kopf. »Umgelegt, sagen Sie? Nein, wir haben keinen umgelegt. Und wenn, dann aus Notwehr. Das haben wir Ihnen doch gesagt. Weshalb wollen Sie es nicht begreifen, Mann?«

»Aber ihr...«

»Nichts aber. Wir sind Polizisten und halten uns an das Gesetz. Geht das in Ihren Schädel hinein?«

Wahrscheinlich nicht, denn Myer sah mir nicht so aus, als würde er meine Worte begreifen. Ich sah den Mann und unsere Situation realistisch an. Myer war ein Typ, der mich aufhalten konnte. Zeit hatten wir leider nicht. Ich war fest entschlossen, ihn hier im Kloster zu lassen und mir seinen Wagen »auszuleihen«.

Ich nickte Yakup zu. Der türkische Freund verstand und löste den Kettengriff.

»Sie können aufstehen, Myer.«

Der dicke Polizist erhob sich schwerfällig. Dabei massierte er sich die Stelle, wo ihn die Kette erwischt hatte. Sein Gesicht bewegte sich, auch der Mund. Er sah so aus, als wollte er sprechen, ich nickte ihm aufmunternd zu.

»Hören Sie!« sagte Myer. »Sie machen hier einen Fehler. Ich habe den Job erhalten, sie nicht aus den Augen zu lassen. Es hat mich verdammt viel Zeit gekostet, Sie zu finden. Ich an Ihrer Stelle...«

»Halten Sie den Mund, Myer! Sie haben keine Beweise gegen uns gehabt. Wir sind keine Killer, aber auch wir haben einen Job, und es steht verdammt viel auf dem Spiel, das mal vorweg gesagt. Deshalb sind Sie ein Hindernis für uns.«

»Wollen Sie mich doch umlegen?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich möchte nur Ihre Wagenschlüssel.«

Myer verstand. Er glotzte mich an wie ein toter Fisch. Allmählich stahl sich etwas in seinen Blick, das man mit dem Wort Unglauben beschreiben konnte.

»Den Schlüssel!« forderte ich.

»Aber Sie können doch nicht...«

»Und ob wir können«, erklärte ich. »Mein Freund und ich müssen beweglich sein, das werden Sie sicherlich verstehen. Wir haben viele Aufgaben zu erledigen. Geben Sie den Schlüssel her.«

»Und wenn nicht?«

Ich gab ihm keine Antwort, sondern schaute ihn nur an.

Myer nickte. »Okay, ich beuge mich der Gewalt. Aber das wird Ihnen

noch leid tun.«

»Mal sehen.«

Der dicke Myer fingerte in seiner Jackentasche. Er holte tatsächlich einen Schlüssel hervor. Ihn nahmen wir mit, und auch seine Dienstwaffe steckten wir ein.

Als er protestierte, gab ich ihm die Erklärung. »Ich möchte nicht, daß man in die Reifen schießt. Sie verstehen, wir haben es wirklich eilig.«

Yakup Yalcinkaya fügte ebenfalls etwas hinzu. »Und wundern Sie sich nicht, wenn hier plötzlich Mönche erscheinen. Die Männer sind sehr nett und gastfreundlich. Sie werden Sie hervorragend bedienen. Es wird Ihnen an nichts fehlen.«

»Darauf scheiße ich!« schrie der Polizist.

»Ihr Problem«, erklärte ich kalt.

Ich sah ihn Luft holen. Er wollte noch etwas sagen, winkte dann ab und schüttelte den Kopf. An der Tür drehte ich mich noch einmal um.

Myer stand im Raum wie ein Standbild aus erstarrtem Wachs. »Noch etwas«, sagte ich. »Natürlich werde ich Ihrem Kollegen Gomez Bescheid geben, wo er Sie finden kann. Sie müssen sich nur auf eine lange Nacht gefaßt machen. Telefon gibt es hier nämlich nicht.«

»Hau ab, du...« Myer erstickte fast an seiner Wut. Er bewegte sich und suchte einen Gegenstand, den er nach uns werfen konnte. Wir verließen das Kloster.

Noch draußen hörten wir ihn toben.

»Sollte ich den Kampf überstehen«, sagte Yakup. »Werde ich dafür sorgen, daß ein Telefonanschluß gelegt wird.«

»Ja, es wäre gut.«

Myer hatte es sich einfach gemacht und seinen Dienstwagen bis dicht vor das Kloster gefahren. Ein jeder sollte sehen, daß er einen Polizisten vor sich hatte, denn der Ford besaß auf dem Dach einen Bügel. Auf ihn waren die Drehlichter und die Sirene montiert.

So ein Wagen paßte zu einem Typ wie Myer, Wenn er auftrat, machte er die große Schau.

»Willst du fahren?« fragte mich Yakup.

»Ja.«

Da ich die Schlüssel schon hatte, schloß ich auch auf. Fast jeder Amerikaner besitzt eine Klimaanlage in seinem Auto.

Myer machte da die große Ausnahme. Vielleicht wurde sie den Polizisten aus Kostengründen auch nicht gestattet. Hier jedenfalls wäre sie nötig gewesen.

Als ich die Tür aufzog, schwang mir ein Geruch entgegen, der aus einer Mischung von kaltem Zigarrenrauch und säuerlichen Schweiß bestand. Ich zuckte unwillkürlich zurück, und auch Yakup rümpfte die Nase.

»Das ist ja eine Strafe«, meinte er.

»Du kannst auch laufen.«

»Dann lieber die Strafe.«

Ich klemmte mich hinter das Lenkrad. Es befand sich auf der linken Seite, ein wenig ungewohnt für mich. Zum Glück stürzten wir uns nicht in den dichten Verkehr.

In einer Konsole war das Funkgerät untergebracht. Es wurde von einer Sonnenbrille geschmückt. Das Polster der Sitze war verschlissen. Auf der Rückbank sah es noch schlimmer aus. Als ich mich hinsetzte, sank ich tief ein.

Den Zündschlüssel fand ich schnell, führte ihn ins Schloß und startete.

Der Motor blubberte ein paarmal. Wenig später war ich unterwegs.

Sofort quollen wieder Staubwolken in die Höhe. Die Sonne war schon gesunken. Sie sah aus wie ein langsam fallender, runder, gelber, kochendheißer Tropfen.

Wenig später erreichten wir das Tal, das wir schon von der Hinfahrt kannten. Hier stand die Luft. Die Fenster hielten wir geschlossen.

Hereindringender Staub hätte uns sonst den Atem geraubt.

»Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen«, machte Yakup uns beiden Mut.

Ich grinste verbissen.

Rechts und links glotzten uns die Felsen an. Eine graue Masse, nur hin und wieder, und dort wo es schattig war, von einem Flecken Grün unterbrochen.

Wir sprachen über die Ninja. Beide waren wir davon überzeugt, daß Oziko nicht aufgegeben hatte. Er verließ sich auf seinen Mentor, den mächtigen Shimada.

»Und der läßt ihn auch nicht im Stich«, behauptete Yakup.

Mit dieser Bemerkung rannte er bei mir offene Türen ein.

Fliegen und Mücken klebten von außen an der Scheibe. Die Insekten waren zerplatzt. Die Blutflecken zeigten oftmals die Größe von Fingernägeln.

Eine kurvige Strecke nahm uns auf. Ich stellte während der Fahrt fest, daß die Federung des Wagens nicht mehr in Ordnung war. Der linke Stoßdämpfer am Hinterrad mußte dringend ausgewechselt werden.

Die Sonne stand ungünstig. Sie schien gegen die Frontscheibe und blendete. Da nutzten auch die Abblendkappen nicht viel.

Eine weite Kurve lag vor uns. Ich war ziemlich schnell gefahren, da wir es eilig hatten, und mußte nun mit der Geschwindigkeit herunter, denn es wurde sehr eng.

Ich zog den Wagen nach rechts.

Im Scheitelpunkt der Kurve – wir rechneten mit nichts Bösem, und ich wollte schon wieder Gas geben –, geschah es.

Der Angriff erfolgte aus der Luft.

Den Körper konnte ich nicht sehen, er war plötzlich da und mußte sich aus dem Felsen gelöst haben.

Mit einem heftigen Schlag auf das Dach begann es.

Wir hörten das Dröhnen, zogen die Köpfe ein, ich bremste automatisch, glaubte, einen Schrei zu vernehmen, und im nächsten Augenblick prallte etwas auf die Kühlerhaube.

Ein Schatten.

Der Schatten war schnell, kugelte sich von der Haube, fiel zu Boden und stand blitzschnell wieder auf.

Yakup sprach das aus, was ich dachte.

»Verdammt, ein Ninja!«

In der Tat hatten wir es mit einem dieser Kämpfer zu tun.

Ich wußte ja, daß Oziko und seine Leute nicht aufgeben würden, aber daß sie auf uns gelauert hatten, damit hatten wir nicht gerechnet, und das mußten wir zunächst einmal verdauen.

Der andere ließ uns nicht einmal eine Schrecksekunde. Er schien Knochen aus Gummi zu haben, denn der Aufprall gegen das Dach hatte ihm nichts ausgemacht.

Er bewegte sich weiter und holte einen Pfeil aus dem Köcher, den er blitzschnell auf die Sehne legte. Sofort spannte er. »Deckung!« Ich hätte es gar nicht zu rufen brauchen, denn Yakup lag bereits flach.

Die Scheibe zerplatzte. Etwas wischte über unsere Köpfe hinweg.

Dann kamen die Splitter, rieselten auf uns nieder, hakten sich überall fest, und wir hörten wieder den Kampfschrei.

Ich hatte die Waffe des Polizisten gezogen und warf sie dem jungen Türken zu.

Yakup nickte, während ich schon nach dem Türriegel tastete. Es nutzte nichts, wir mußten aus dem Wagen raus und versuchen, draußen irgendwo Deckung zu finden.

Dann krachte ein Schuß.

Das Echo malträtierte meine Trommelfelle, denn Yakup hatte die Waffe sehr nahe an meinem Ohr abgefeuert. Ich vernahm wieder einen Schrei, ein Krachen und Bersten, und als ich den Kopf hob, sah ich den Körper des Ninja, der zum Teil im scheibenlosen Rahmen hing, wobei Blut aus einer Wunde tropfte. Es rann über die Hand. Auf deren Rücken sah ich etwas glitzern. Ein Schlagring.

Mir wurde ein wenig mulmig, als ich daran dachte, wie diese Männer ausgerüstet waren. Ein Luftzug traf mich. Yakup hatte den Wagen bereits verlassen.

Ich rollte in den Staub und erinnerte mich sofort daran, daß ich eine Zielscheibe war. Weg aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Das war gut so, denn die Ninja schossen. Sie hockten in der Felswand.

Ein böses Fauchen drang an meine Ohren, als der Pfeil dicht über meinen Kopf hinwegzischte und gegen die Fondtür prallte, wo er den Lack zerstörte und einen großen Fleck hinterließ.

Wieder wummerte der Revolver.

Ich befand mich noch in geduckter Haltung, schaute nach vorn und sah, wie sich einer der Ninja aus der Felswand löste. Er schien mit dem Gestein verwachsen zu sein, denn er hing wirklich für einen Moment in der Luft, wobei nur seine Füße den Fels noch berührten.

Dann kippte er.

Wahrscheinlich hatte ihn Yakup mit einer Kugel erwischt.

Schießen konnte der Bursche also auch.

Der Ninja fiel zu Boden. Mit ihm segelte der Bogen, und die Pfeile rutschten aus dem Köcher.

Ich nutzte den Augenblick der Verwirrung, hetzte auf die Wand zu und warf mich einen Schritt vor ihr zu Boden, bevor ich mich mit dem Rücken gegen den warmen Stein preßte. Dort blieb ich liegen und stellte fest, daß ich mir eine relativ günstige Stelle ausgesucht hatte, denn über mir hatte, einer Laune der Natur folgend, der Felsen eine Art breiter Nase gebildet, die mich nach oben hin schützte.

Von Yakup sah ich nichts. Es beunruhigte mich auch nicht weiter, denn ich wußte, daß mein neuer Freund auf der Hut sein würde.

Fragte sich nur, wo die Ninja steckten.

Sie hatten überraschend angegriffen, und zwei von ihnen waren erwischt worden. Galt das für sie als Warnung? Damit rechnete ich fest.

Sie würden beim nächstenmal vorsichtiger sein, davon war ich überzeugt.

Nur allmählich legte sich der von den Reifen des Fords aufgewirbelte Staub. Die Sicht wurde wieder klarer. Ich sah die gegenüberliegende Felswand besser, suchte die Ninja aber vergeblich.

Sollten sie dort tatsächlich hocken, hatten sie es ausgezeichnet verstanden, sich zu tarnen. Wahrscheinlich hatten sie sich in Felsspalten und irgendwelchen kleinen Höhlen verkrochen.

Ich konzentrierte mich auch auf die Geräusche über mir.

Wenn die Ninja kletterten, mußten sie unter Umständen zu hören sein, denn Stein leitet den Schall gut.

Ich vernahm nichts.

Auch Yakup verhielt sich ruhig. Zudem sah ich ihn nicht.

Wahrscheinlich deckte ihn der Wagen.

So vergingen die Minuten. Hoffentlich kamen die Feinde nicht auf die Idee, abermals die Reifen des Wagens anzubohren, dann sahen wir alt aus. Bisher jedenfalls hatte sich da nichts getan.

Ich konnte nur hoffen, daß es so blieb.

»John!« Yakup meldete sich.

Ich lag noch immer im Staub. Vorsichtig hob ich den Kopf.

»Was ist denn?«

»Über dir habe ich eine Bewegung gesehen.«

»Weit über mir?«

»Nein, der kann springen.«

»Und du kannst ihn nicht erwischen?«

»So ist es. Aber gibt acht. Jetzt springt er.« Yakup schrie den letzten Satz, und in seinen Schrei hinein fiel schon der Schuß.

Der junge Türke war schnell gewesen, leider nicht schnell genug, denn der Ninja schaffte es, den Boden zu erreichen, und zwar nicht weit von mir entfernt.

Obwohl alles blitzschnell ging, bekam ich genügend Zeit, mir den Gegner anzusehen. Er trug dunkelblaue Kleidung, sein Gesicht war bis zur Hälfte verdeckt, die Augen blitzten böse, und in der rechten Hand hielt er ein Schwert.

Ich rollte mich zur Seite. So verfehlte mich der erste Hieb, der zweite auch, und vor dem dritten hatte ich Angst, denn der Ninja schlug sich erst ein.

Verdammt, weshalb schoß Yakup denn nicht?

Dann war der Ninja da. Jetzt hielt er das Schwert mit beiden Händen fest, ich die Beretta und feuerte.

Die Silberkugel traf, bevor die Klinge noch nach unten sauste.

Plötzlich bekam der Stoff einen dicken, roten Fleck. Ich hatte mich aufgestützt, hörte den Ninja röcheln und sah, wie er nach Halt suchte.

Mit den Händen keinen bekam, dafür mit dem Rücken, denn er fiel gegen den abgestellten Ford.

Dort sackte er zusammen und blieb so liegen, daß sein Kopf direkt neben der offenen Fahrertür zur Ruhe kam.

Mein Herz klopfte bis zum Hals. Das war verflücht knapp gewesen. Fast hatte es der Ninja noch geschafft, und ich fragte mich, wie viele in der Nähe lauerten.

»Ich glaube, das waren sie!« Yakups Stimme besaß auf mich einen beruhigenden Klang. Wenig später schon sah ich ihn.

Er schraubte sich, von mir aus gesehen, hinter dem Ford in die Höhe. Den Revolver des Polizisten hielt er schußbereit, als er sich langsam im Kreis drehte und die Felswand absuchte. Auch ich stand auf. Automatisch klopfte ich mir den Staub aus der Kleidung, während ich die Felswand gegenüber absuchte.

Sie war leer, kalt und tot.

»Das waren wohl zu wenige«, erklärte Yakup und fügte noch ein Lachen hinterher. Es klang sehr erleichtert.

Auch mir war ein Stein vom Herzen gefallen. Gemeinsam machten wir uns daran, den Toten von der Kühlerhaube zu räumen. Dieser Fall hatte schon zu viele Menschenleben gekostet. Ich wünschte mir

sehnlichst, daß es bald vorbei war.

Wir betteten die Leiche in den Schatten der Felswand; Lieutenant Gomez würde einiges zu tun bekommen.

Danach zerstörten wir die Frontscheibe völlig. An den Rändern saßen noch zu viele Splitter, die uns gefährlich werden konnten. Mit den Waffengriffen schlugen wir sie heraus.

Wenn wir jetzt fuhren, hielt den aufgewirbelten Staub nichts mehr ab.

Er konnte voll in den Wagen quellen. Das merkten wir schon sehr bald.

Die Sicht wurde mehr als mies. Ich mußte langsam fahren, zudem brannte das Zeug in den Augen, so daß ich gezwungen war, mir die Sonnenbrille des dicken Myer auf den Nasenrücken zu klemmen. Yakup hatte seine Augen zu Schlitzeln verengt. Steif saß er neben mir und starrte nach vorn.

Das Tal wurde weiter. Nicht mehr lange, dann hatten wir die Hauptstraße erreicht, die auch auf die Golden Gate zuführte. Dort würden wir schneller fahren können, zudem war der Staub da auch nicht so dicht.

Das seltsame Geräusch vernahmen wir zur selben Zeit. Es stammte nicht von unserem Wagen und auch von keinem anderen Fahrzeug, sondern sank aus der Luft zu uns nieder.

Ein typisches Geräusch, das ich schon oft genug gehört hatte. Ich war noch langsamer gefahren. Yakup hatte seine Tür an der rechten Seite geöffnet und lehnte sich aus dem Wagen.

»Verdammt«, sagte er. »Ein Hubschrauber.«

Ich hatte ihn noch nicht entdeckt. »Wo?«

»Schräg über uns.«

»Polizei?«

Yakup lachte. »Das glaube ich kaum. Ich rechne eher mit dem Gegenteil davon.«

»Also Oziko.«

»So ungefähr.«

Hatte dieser verfluchte Kerl noch immer nicht aufgegeben?

Allmählich wurde ich sauer. Natürlich, er mußte so handeln, nachdem er wahrscheinlich mitbekommen hatte, daß auch der zweite Anschlag fehlgeschlagen war. Jetzt setzte er alles auf eine Karte und kam sogar mit dem Hubschrauber.

Ich hatte meine Haltung hinter dem Lenkrad ein wenig verändert, so daß ich schräg durch die offene Scheibe in die Höhe peilen konnte. Da wir sehr langsam fuhren, wirbelten die Räder auch nicht zuviel Staub auf. Die Sicht konnte man als mittelpträchtig bezeichnen.

Da sah ich ihn.

Es stieß aus dem klaren Himmel. Für mich war er ein wütendes,

dabei farbiges Insekt aus Metall, das unbedingt töten wollte. Seine sich rasend schnell drehenden Rotorblätter bildeten über ihm einen Kreis, der hin und wieder aufblitzte, wenn er direkt von den Strahlen der Sonne getroffen wurde.

Für einen sicheren Schuß war die Entfernung noch zu groß, aber der Hubschrauber kam sehr schnell näher. Zudem sah ich an seinem Ausstieg eine Bewegung.

Ein Körper erschien.

Dann fiel etwas nach unten.

»In den Wagen!« brüllte ich Yakup zu, der sofort wieder zurück auf den Sitz hechtete. Ich hatte das gefährliche Ei erkannt, das sich auf dem Weg nach unten befand und verdammt gut gezielt war.

Eine Handgranate.

Ich gab Gas. Der Ford protestierte. So etwas war er wohl nicht gewohnt. Seine lange Schnauze schien in den Himmel steigen zu wollen. Die Reifen durchwühlten Staub und Steine, aber wir kamen weg und konnten tatsächlich die fallende Handgranate unterfahren. Kurz darauf hörten wir die Explosion und wurden auch von der Druckwelle erfaßt, die den Wagen schüttelte, als wäre er ein altes Sieb.

Dann waren wir durch.

Aber der Hubschrauber blieb uns auf der Spur. Ich schaute in den Rückspiegel.

Eine hochgewirbelte Staubwolke nahm mir die Sicht. Die Straße dort hatte ein Loch bekommen. In seiner Größe schon mit einem Trichter zu vergleichen, der die Strecke unpassierbar gemacht hatte. Zum Glück wurde die Straße breiter, so daß vor uns detonierende Handgranaten es unmöglich machten, die Straße so weit aufzureißen, daß wir nicht vorbeikamen.

Ich behielt die Geschwindigkeit bei. Wir mußten den Highway erreichen.

Dort würde es unseren Gegnern wohl kaum einfallen, uns mit diesen Mitteln zu attackieren.

Yakup hatte das Fenster an der rechten Seite nach unten gekurbelt und einen Arm aus dem Wagen gestreckt. Er hielt den Polizeirevolver fest und versuchte, mit der Mündung den Flugbewegungen des Helicopters zu folgen, was nicht gerade einfach war, denn das stählerne Insekt flog nicht nur Schleifen, sondern auch Zickzack-Linien. In der Luft führte der Copter einen bizarren Tanz auf. Er wollte uns irritieren, stieg wieder höher, dreht sich, änderte dabei den Kurs und kam.

Plötzlich wurde er schnell. In direkter Linie raste er auf uns zu. Er stieß herab wie ein hungriges Ungeheuer, und wir bekamen mit, wie die Einstiegs Luke aufgeschoben wurde.

Wieder tauchte dort eine Person auf. Ob es dieselbe war, die auch die Granate geschleudert hatte, wußte ich nicht zu sagen, ich sah diesmal nur die Maschinenpistole.

Neben mir hockte Yakup Yalcinkaya und hatte seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt. Seine rechte Hand stützte das Schußgelenk auf dem Rahmen des zweiten Außenspiegels ab. Die Chance, den Hubschrauber zu treffen, war bei dieser Geschwindigkeit gering, aber ich mußte schnell fahren und auch Zickzack-Linien, um ein möglichst kleines Ziel zu bieten.

Der Staub hüllte uns ein. Die Wolken waren verdammt dicht geworden, und ich vernahm auch das Flappern der Rotorblätter.

Manchmal tauchten sie wie ein blitzender Kreisel aus den Wolken auf.

Yakup feuerte.

Ich hörte die Abschüsse wie nebenbei. Mich interessierte einzig und allein der Copter.

Und dort blitzte es auf.

An der Seite, wo sich der Ausstieg befand, pufften die für mich lautlosen Explosionen auf. Zuckend stand das blasse Mündungsfeuer vor der Öffnung, und ich hörte die Einschläge, wobei ich verzweifelt am Lenkrad kurbelte und mich dabei so klein wie möglich gemacht hatte, so daß ich gerade noch nach draußen schauen konnte.

Die Kugeln trafen.

Ich vernahm die Einschläge trotz des Dröhnens. Ein Schatten fiel über uns, dann war der Hubschrauber vorbei und stieg hinter uns mit einem elegant anmutenden Schwung in den Himmel.

»Shit!« schrie Yakup. »Ich weiß nicht, ob ich getroffen habe.«

»Dafür aber der andere.«

»Bist du verletzt?« fragte ich ihn.

»Nicht daß ich wüßte.«

»Okay, dann weiter.« Ich bekam den Wagen wieder besser unter Kontrolle. Zuvor hatte ich die Befürchtung gehegt, bei meiner riskanten Fahrweise die Felswand mitzunehmen. Das Risiko war jetzt ausgeschaltet, da ich wieder normal fahren konnte.

Wir hatten insofern Glück gehabt, daß der Wagen zwar getroffen worden war, aber keine »lebenswichtigen« Teile. Es lief kein Benzin aus, die Kugeln waren nicht in den Motorraum eingeschlagen, und auch an uns beiden war der Kelch vorbeigegangen.

Die anderen gaben nicht auf.

Yakup beobachtete sie im Außenspiegel. Ich fuhr wie ein Rennfahrer, denn ich mußte einfach die Straße erreichen.

»Kommen sie?«

»Ja, sie haben gedreht.«

Noch mehr Gas. Meine Schuhsohle schien plötzlich aus Blei zu

bestehen. Ich nagelte das Pedal fast bis zum Anschlag durch. Das konnte ich mir im Moment leisten, denn die Straße verlief geradeaus.

Und sie führte auch auf den Highway!

Schaffte ich es?

Die Zähne hatte ich zusammengebissen. Der Mund bildete einen Strich, ich stand innerlich unter Feuer, denn nicht nur der Hubschrauber saß mir im Nacken, auch die Angst.

Der Wagen schleuderte. Schlaglöcher erschienen, wurden wahrgenommen, huschten weg, ich jagte voll hindurch. Manchmal erinnerte mich der Ford an einen störrischen Esel, wenn er in die Höhe sprang, wieder auf seine vier Reifen zurückfiel, die trotz aller Kalamitäten noch hielten und nicht geplatzt waren.

Das Dröhnen steigerte sich.

Yakup hatte seinen Sitz verlassen. Zwischen der Oberkante der Lehne und dem eingebeulten Dach hatte er sich hindurchgeschoben und sich in den Fond fallen lassen, damit er nahe genug an die Heckscheibe geriet.

Sie war noch ganz und blieb es nicht mehr lange, da der Türke sie mit dem Revolverlauf zertrümmerte.

Splitter und Wind fegten ihm entgegen. Der Staub wallte ebenfalls.

Das Dröhnen des Hubschraubers schwoll an. Er war tiefer gegangen.

Für Yakup wurde er zu einem alles fressenden gewaltigen Ungeheuer, das sich durch nichts stoppen lassen wollte.

Wie Schwerter stachen seine Kufen vor, und es sah so aus, als wollte der Copter auf dem Autodach landen.

Yakup schoß.

Er jagte noch die Kugeln aus dem Lauf, die in der Trommel steckten.

Beflügelt von der wahnsinnigen Hoffnung, den Copter vielleicht stoppen zu können.

Er schaffte es nicht.

Die anderen feuerten.

Ich hörte Yakups Warnschrei in dem Augenblick, als ich schon die Einmündung zum Highway sah. Sofort rutschte ich wieder zusammen, peilte über den unteren Scheibenrand und wußte genau, daß es lebensgefährlich war, was ich hier tat.

Und wieder peitschten die Garben.

Die hämmernden Geräusche, der Krach des Rotors, der Staub, die Geschwindigkeit des Fahrzeugs, all dies wurde zu einem rasenden Inferno und für mich vergleichbar mit dem Schreien aus der Höhle.

»Er ist vorbei!«

Yakup schrie es, ich sah den Schatten vor mir in den Himmel steigen und im Staub verschwinden, wobei es zusätzlich aussah, als würde er in die Sonne fliegen.

Ich bremste.

Es war eine Vollbremsung. Etwas anderes schaffte ich nicht mehr, denn ich wollte nicht auf den Highway rasen und dort eine Katastrophe verursachen.

Staub. Bocken des Wagens, das Wimmern der Reifen, die rasende Drehung. Es war ein Wirbel, ein Tornado, der uns in seinen Klauen hielt und zum Spielball machte.

Wir konnten nichts mehr kontrollieren und mußten uns wieder einmal auf das Glück verlassen.

Der Aufprall.

Waren es Sekunden oder Minuten, die seit dem Bremsvorgang vergangen waren? Ich wußte es nicht, ich drückte uns nur die Daumen und sah vor dem Kühler aus der Staubwand etwas Graues, Unheimliches und Gewaltiges hervorstechen.

Der Fels und nicht die Straße!

Ich kam nicht mehr vorbei. Die Zeit war einfach zu kurz, um den Wagen noch, herumreißen zu können.

Ich war nicht angeschnallt, weil mich der Gurt bei meinen vorherigen »Turnübungen« zu sehr behindert hätte. Um das Lenkrad nicht gegen den Brustkasten gedrückt zu bekommen, rutschte ich nach rechts weg auf den Beifahrersitz.

Dies geschah innerhalb weniger Sekunden, und die Zeitspanne reichte aus.

Der Aufprall bestand aus Klirren, Krachen, Splittern und einem wilden Kreischen.

Ich hatte die Hände über den Kopf geschlagen. Die physikalischen Kräfte machten mit mir, was sie wollten, der Wagen wurde durchgeschüttelt, ich flog vom Sitz, landete auf dem Boden und hatte das Gefühl, zwischen den Fingern einer Titanenhand zu stecken.

Irgendwann einmal kam der »Sarg« zur Ruhe. Und wie in einem Sarg liegend kam ich mir auch vor. Eine Kiste aus Blech, das jetzt völlig verbogen war und wie ein skurriles modernes Kunstwerk wirkte, in dessen Mittelpunkt sich zwei Menschen befanden.

»John, wie geht es dir?«

Yakup hatte den Aufprall also auch überstanden.

»Am Strand von Hawaii läge ich jetzt lieber.«

»Dann laß uns hingehen. Aber beeil dich, ich habe da etwas gluckern gehört. Könnte Benzin gewesen sein...«

Damit machte mich der junge Türke wach. Ich kroch in die Höhe und blieb zunächst einmal hocken, wobei ich den Kopf eingezogen hatte und das Kinn fast die Brust berührte.

Dann wollte ich die Tür öffnen. Das klappte nicht so einfach. Sie hatte sich verklemmt. Zeit stand mir kaum zur Verfügung, wenn ich diesem Sarg aus verbogenem Blech, Benzingestank, Schweiß und Gummigeruch entkommen wollte. Außerdem hatte ich wenig Platz.

Zweimal mußte ich mit der rechten Schulter gegen die Innenverkleidung der Tür rammen, dann endlich löste sich die Verklemmung.

Der Wagenschlag schwang auf. Mit der Unterseite kratzte er dabei über den Boden. Ein Zeichen, daß der Polizei-Ford eine schräge Haltung eingenommen hatte.

Auch Yakup hatte das Fahrzeug verlassen. Er kroch auf allen vieren hervor, und gemeinsam liefen wir dem Highway entgegen, wo einige Fahrer angehalten hatten, denn mein »Felsenkuß« war nicht unbeobachtet geblieben.

Es war wie im Kino.

Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich die Flamme aus dem Ford lecken.

Jetzt wurde es wirklich Zeit.

Wir rasten und schafften es doch nicht mehr. Den Feuerball sahen wir nicht, nahmen nur seinen Widerschein wahr, der über die Felsen zuckte.

Gleißendes Licht breitete sich aus, hüllte uns ein, die Explosion schleuderte nicht nur die Druckwelle nach allen Seiten weg, sondern auch glühende Blechteile und brennendes Benzin in die Höhe, wo es wie eine Fontäne in der Luft stehenblieb und loderte, bevor es als flackernder Regen zu Boden fiel.

Auch wir lagen lang.

Beide hofften wir, nicht von irgendwelchen glühenden Teilen getroffen zu werden. Da hatten wir Glück, aber wir bekamen einige brennende Benzinspritzer ab, die nicht allein unsere Haut ansengten, sondern auch in der Kleidung Löcher hinterließen.

Sicherheitshalber rollten wir uns ein paarmal über den Boden. Danach standen wir auf, schauten uns an, und ein jeder sah bei dem anderen den Widerschein der zuckenden Flammen über die Gesichtshaut huschen, wobei diese eine rötliche Färbung bekam.

»Geschafft«, sagte Yakup.

Ich nickte nur, atmete tief durch und hielt mir mein Kreuz, denn dort verspürte ich Schmerzen.

Ich schaute zurück.

Der Polizeiwagen brannte lichterloh. Fetter, schwarzer Rauch wölkte aus dem oberen Drittel der dunkelroten Flammen, füllte den Weg aus, bevor er an den Felswänden hochkroch und sich verteilte, nachdem er sie hinter sich gelassen hatte.

Die Fahrer der parkenden Wagen hatten ihre Autos verlassen. Sie blieben aber in respektvoller Entfernung stehen. Ich war sicher, daß sehr bald die Highway Police auftauchen würde. Dann bekamen wir unangenehme Fragen gestellt, deshalb war es besser, wenn wir uns verzogen und so einen zeitlichen Vorsprung gewannen.

Von dem Hubschrauber war nichts mehr zu sehen.

Auf einen Mann, der einen Feuerlöscher in der Hand hielt und mit seinem weißen Stetson aussah wie ein Akteur aus der Dallas-Serie, liefen wir zu.

Ich hoffte, daß er unter einem gewissen Schock stand, zeigte ihm kurz meinen Ausweis und sagte: »Polizei!«

»Sir?« fragte er.

»Fahren Sie nach Frisco?«

»Ja, ich...«

»Nehmen Sie uns mit. Wir haben es eilig!«

Yakup nahm dem Mann den Feuerlöscher aus der Hand, was er mit einem erstaunten Blick quittierte, aber ruhig blieb, als er das Grinsen meines türkischen Freundes sah.

Er fuhr einen weißen Cadillac. Die Polster bestanden aus Leder. Wir sahen ziemlich schmutzig aus und hinterließen Spuren. Zum Glück ließen sich die Polster abwaschen.

Der Mann startete.

Als wir uns in den fließenden Verkehr eingereiht hatten, hörte ich aus Richtung Frisco das Heulen der Polizeisirenen.

Zwei Wagen jagten an uns vorbei.

Ich atmete schnaufend aus. Wir hatten wirklich im allerletzten Augenblick reagiert. Irgendwann und viel später würde ich die Sache aufklären. Nur jetzt nicht, denn die Zeit drängte...

In unserem Hotel wurden wir ein wenig komisch angesehen, als wir die Halle betraten.

An der Rezeption fragte ich nach einer Nachricht.

»Ich werde nachsehen, Sir.«

In meinem Schlüsselfach lag tatsächlich ein Briefumschlag.

Ich schlitzte ihn im Lift auf, holte einen Zettel hervor und las die wenigen Worte halblaut vor.

»Alles konzentriert sich auf den Schiffsfriedhof. Wir erwarten dort Shimada.«

Ich ließ den Zettel sinken und blickte Yakup an. »Du kennst den Ort sicher – oder?«

»Natürlich weiß ich, wo der Schiffsfriedhof liegt.«

»Weit von hier?«

Die Antwort bekam ich im Gang. »Wie man's nimmt. Zu Fuß können wir nicht hin, und der Leihwagen...«

»Wir nehmen ein Taxi.«

»Und wann fahren wir?«

»Wenn wir unsere Wunden geleckt haben.«

»Aber sehr schnell lecken.«

»Sogar noch schneller.«

Im Zimmer erwartete uns keine Überraschung. Wir duschten beide.

Ich stellte fest, daß Yakups Wunden zwar noch nicht verheilt, aber dennoch gut geschlossen waren. Die Salbe hatte wirklich ein kleines Wunder bewirkt.

Danach schlüpfen wir in frische Kleidung. Ich steckte noch meinen Bumerang ein. Als Yakup die silberne Banane sah, bekam er große Augen. »Was ist das denn?«

Ich erklärte es ihm.

»Kannst du auch damit umgehen?«

»Wahrscheinlich werde ich es dir beweisen können. Der Bumerang wirkt, wenn er hart genug geschleudert worden ist, wie ein Schwert. Da hat sich schon so mancher vertan.«

»Das glaube ich mittlerweile auch, denn so gut kenne ich dich inzwischen, John.«

Ich ließ die »Banane« verschwinden. Yakup stand bereits an der Tür.

Er hatte es sehr eilig. »Komm, es ist nicht gerade nah bis zu unserem Ziel.«

»Ja, ja, ich weiß.«

Noch einmal schaute ich mich um. Vergessen hatte ich nichts. Das Zimmer lag bereits im Schatten, da die Sonne unterging. Allmählich erwachte Frisco zum Nachtleben.

Für uns würde es kein Vergnügen werden.

Wir fuhren in die Halle. Auf der Fahrt bekam ich ein komisches Gefühl. »Laß uns auf der Hut sein, wenn wir aus der Kabine steigen«, erklärte ich leise.

»Wieso?«

Ich hob die Schultern. »Mein sechster Sinn.«

»Wie du meinst.«

Wir verließen den Lift nicht sofort, sondern blieben stehen, als sich die Tür geöffnet hatte. Unser Blick fiel in die Halle und auch zur Rezeption.

Dort sahen wir einen alten Bekannten. FBI-Agent Rick Gomez. Er sprach mit dem Chef und gestikulierte dabei mit beiden Händen. Noch hatte er sich nicht gedreht und uns auch nicht entdeckt. Die Gelegenheit war günstig. Wir schlichen aus dem Lift und freuten uns darüber, daß dieser große Hotelkasten nicht nur einen, sondern gleich mehrere Eingänge besaß. Eine kleine Streitmacht hatte Gomez nicht mitgebracht.

Unangefochten verließen wir den Kasten und überquerten eine fast vollbesetzte Terrasse, wo Drinks und kleine Imbisse serviert wurden.

Stufen führten zu einem kleinen Teich hinunter. Jenseits davon lag nicht nur der Rasen, sondern auch die Fahrbahn, wo es einen Taxistand gab.

Den steuerten wir an.
Wir konnten uns den Wagen aussuchen. Ein Mulatte legte die Zeitung weg, als er uns sah.
Gemeinsam ließen wir uns in den Buick fallen.
»Wohin?« fragte der Driver.
Ich nannte das Ziel.
Der Mulatte bekam noch größere Augen. »Was wollen Sie denn da, wenn man mal fragen darf.«
»Schiffe sammeln«, erwiderte ich.
Schweigend startete der Mann...

Es war schwer für Suko, einen Vergleich für das zu finden, was er vor sich liegen sah. Es war ein Feld aus Stahl, eine stufenartig versetzte Ebene mit Aufbauten, bizarren Türmen, Brücken, Masten und einigen anderen Dingen, die fremd wirkten und von Suko nicht identifiziert werden konnten. So weit das Auge reichte, sah er nur Schiffe. Kleinere, größere, Zerstörer, Fregatten, Minensuchboote, die zwischen den hohen Aufbauten der anderen Schiffe fast verschwanden, und auch die langen Decks der Flugzeugträger bemerkte er.

Eine wirklich beeindruckende Szene. Und ein Ort, wo sich eine kleine Armee verstecken konnte, ohne über Tage hinweg entdeckt werden zu können.

Die Kämpfer waren nicht zusammen geblieben, sondern hatten fünf Gruppen zu je vier Leuten gebildet. Um einen Plan zu entwickeln, war dieser Schiffsfriedhof einfach zu groß. Jede Gruppe sollte auf eigene Faust versuchen, die Gegner zu finden.

Nur eine Gruppe bestand aus fünf Leuten. Das war die, zu der auch Suko gehörte.

Er kannte nicht einmal die Namen seiner Begleiter, doch er wußte, daß er sich auf sie hundertprozentig verlassen konnte.

Diese Leute waren top. Da ging der eine für den anderen durchs Feuer.

Lautlos waren die anderen sechzehn verschwunden. Immer in gewissen zeitlichen Abständen, so daß zum Schluß nur mehr die Gruppe um Suko zusammenblieb.

Sie standen an der Reling. Der Inspektor mußte sich schon weit vorbeugen, um darüber und auf das Wasser blicken zu können. Es kam ihm vor wie ein schwarzblauer See, der sich sacht bewegte, wenn der Wind über ihn strich.

Über ein genaues Vorgehen hatten sie noch nicht gesprochen, aber sie wollten sich nicht das Schiff vornehmen, auf dessen Deck sie gerade standen, sondern das, von ihnen aus gesehen, fünfte.

Hintereinander gingen sie. Die Männer waren wie Schatten.

Phantomgleich bewegten sie sich voran, setzten vorsichtig einen Fuß vor den anderen und verursachten kaum ein Geräusch, als sie das Deck in seiner gesamten Breite überquerten.

Am Himmel stand ein allmählich voller werdender Mond.

Da Dunst in der Luft lag, waren seine Umrisse auch nicht so klar zu erkennen, sondern an den Rändern ein wenig verschwommen. Der Mond war wie ein Wächter, der die Gruppe stumm begleitete.

An den hohen Aufbauten schlichen sie vorbei. Sie mußten sich dabei vorkommen wie Zwerge. Manchmal wichen sie auch Glassplittern aus, denn irgendwelche Leute hatten auch die Fenster eingeschlagen und die Scherben auf dem Deck liegengelassen.

Erwartet wurden sie nicht. Unangefochten erreichten sie die andere Seite des Schiffes und konnten auf den nächsten Kahn schauen. Es war nur eine kleine Distanz zwischen den beiden Kreuzern, die die Männer springend überquerten.

Da sie sehr vorsichtig waren, dauerte es seine Zeit, bis sie das Deck des Schiffes erreichten, das sie sich ausgesucht hatten. Es lag etwas tiefer, und sie hatten sich abseilen müssen.

Dann standen sie an Bord der Fregatte. Genau dort, wo die Geschützrohre aus dem Turm geschaut hatten, gähnten jetzt Löcher, in denen sich das Dunkel des Alls ausgebreitet zu haben schien. Das Deck wirkte wie leergefegt. Es war in den letzten Minuten windiger geworden.

Die wehende Luft streichelte über die Aufbauten, blies auch in die Gesichter der Menschen und trocknete den Schweiß.

Manchmal fing sich der Wind an den Ecken und Winkeln.

Dann waren jammernde oder heulende Geräusche zu vernehmen, als würden dort Tiere allmählich verenden.

Keine Spur von Shimada.

Die Männer beschlossen, den großen Kahn zu untersuchen.

Es dauerte mehr als eine halbe Stunde, bevor sie sich wieder an Deck trafen und keinen Erfolg gehabt hatten.

Den anderen Gruppen war es ähnlich ergangen, denn keiner von ihnen hatte eine Leuchtkugel in den Himmel steigen sehen.

Die ersten Schiffe jedenfalls waren leer. Aber es gab noch genügend andere.

Suko wollte weitermachen und deutete auf die nächste Bordwand. Er ertete ein Nicken des Einverständnisses.

Die Bordwand des nächsten Kahns lag wesentlich höher.

Zum Glück besaßen die Männer ihre hakenbewehrten Seile, die sie hochschleudern konnten. Der erste holte bereits aus.

Er mußte seine Arme einige Male drehen, bis er genügend Schwung bekommen hatte, um die große Entfernung zu überwinden.

Der sternförmige Haken löste sich aus der Hand, und das Seil

züngelte wie eine schnell kriechende Schlange hinter ihm her, um das Ziel zu erreichen.

Die Männer vernahmen ein klirrendes Geräusch. Schon beim ersten Wurf hatte es geklappt.

Noch einmal wurde die Reißfestigkeit des Seils geprüft, dann war alles klar.

Derjenige, der das Seil geschleudert hatte, kletterte auch als erster in die Höhe.

Er war sehr geschickt. In seiner Kleidung glich er einer schwarzen Katze, die sich langgestreckt hatte und fast mit der Bordwand verschmolz. Die übrigen vier Männer starrten ihm nach, wie er Yard für Yard die Strecke überwand und relativ schnell sein Ziel, die andere Reling, erreicht hatte.

Er zog sich hoch.

Leider war die Entfernung zu groß, um Genaueres erkennen zu können. Aber normal war die Bewegung des Chinesen nicht. Zudem blitzte dort oben etwas auf.

Das konnte eine Schwertklinge sein.

Einer der Männer zog seine Leuchtpistole. Vielleicht war es nicht richtig für den Gesamtplan, was er da tat, aber sie mußten einfach eine bessere Sicht bekommen.

Schräg hielt der Mann die klobige Waffe in der Hand und drückte ab.

Zischend verließ das Geschloß den Lauf. In einem Halbbogen stieg es in den Himmel und zerplatzte, als es den höchsten Punkt seiner Bahn erreicht hatte.

Es war eine weiße Leuchtpatrone abgeschossen worden.

Pilzartig verbreitete sich ein fahles, dennoch sehr scharfes und auch klares Licht, so daß die Männer erkennen konnten, was sich an der Bordwand des vor ihnen liegenden Schiffes tat. Sie waren stumm.

Das Entsetzen trug dafür Sorge, denn einer der ihren kämpfte um sein Leben, weil er in die Falle gelaufen war.

Er hing noch am Seil und hatte es nicht geschafft, auf das Schiff zu klettern. Mit einer Hand hielt er sich fest, mit der anderen versuchte er, die Schläge eines schattenhaften Wesens oder Monstrums abzuwehren, das ein Schwert hielt.

Das Monstrum war schneller. Es hatte bisher noch gespielt, jetzt schlug es zu.

Vier Menschen sahen den Kreisbogen, den die Klinge schlug, und sie traf haargenau.

Dann verlöschte das Licht.

Im ersten Moment war die Dunkelheit mit einem Sack zu vergleichen, der kein Licht durchließ.

Etwas schlug vor die Füße der Wartenden.

»Ich gehe!«

Sukos Nebenmann hatte gesprochen. Er brauchte nur zwei Schritte zu laufen, bückte sich und hob etwas an. Es war ein Körper. Etwas allerdings unterschied ihn von einem normalen. Ihm fehlte der Kopf.

»Shimada!« flüsterte ein anderer, und es klang wie eine finstere Drohung oder ein Schwur.

Der Mann legte den Toten zu Boden. Wo sich der Kopf befand, wußte keiner der Männer.

Suko schaute an der Bordwand hoch. Er starrte in die und gegen die Schwärze, ansonsten sah er nichts mehr.

Dafür quäkte ein Walkie-talkie. Jede Gruppe trug ein solches Gerät bei sich. Andere hatten die zerplatzende Leuchtkugel gesehen und wollten wissen, was geschehen war.

»Kerry ist tot!« flüsterte der Mann am Gerät.

Das Schweigen auf der anderen Seite war ein Ausdruck des plötzlichen Entsetzens. Dann kam die Frage durch. »Sind sie bei euch?«

»Ja.«

»Sollen wir auch kommen?«

»Es wäre besser.«

»Auf welches Schiff?«

Der Frager bekam die Auskunft. »Und gebt den anderen ebenfalls Bescheid«, wurde noch hinzugefügt.

Ob die Männer von Glück sprechen konnten, daß sie einen so schnellen Erfolg errungen hatten, wußte niemand von ihnen zu sagen.

Jedenfalls wußten sie jetzt, daß die andere Seite das Schiff besetzt hielt und kein Pardon kannte.

Suko durchdachte die Lage ebenfalls. Er kam zu dem Entschluß, daß es besser war, wenn er sich trennte.

Das sagte er laut.

»Weshalb willst du gehen?«

»Ich versuche, in den Rücken der Ninja zu gelangen.«

Einer deutete an der hohen Bordwand hoch. »Du willst allein auf das Schiff?«

»Die Untoten sind auch dorthin gekommen.«

Er ertete ein Nicken. »Nun ja, du gehörst nicht zu uns. Wir können dir nichts sagen. Es ist dein Leben, und nur du hast darüber zu bestimmen. Wir wünschen dir viel Glück.«

»Ich lasse wieder von mir hören.« Suko nickte den anderen noch einmal zu, bevor er sich auf den Weg machte. Die über dem Deck liegende Dunkelheit verschluckte ihn.

Geduckt bewegte er sich auf die Reling zu. Der Inspektor war sich nicht sicher, wie gut die Beobachtungsgabe der Ninja-Zombies war und ob sie ihn auf seinem Weg quer über das Deck entdeckt hatten. Rechnen mußte er mit allem.

Die Reling war schnell erreicht. Obwohl das Schiff nicht zu den größten gehörte, war die Entfernung Deck/Wasser doch ziemlich groß.

Für Suko gab es keine andere Möglichkeit. Er mußte springen, und dabei genau in die Lücke zwischen zwei Bordwände stoßen.

Suko kletterte nach außen. Noch einmal nahm er Maß, schaute genau nach und sprang.

Nicht im Kopfsprung, da hätte er zu weit abgetrieben werden können.

Er ließ sich einfach fallen.

Der Chinese schaffte es. Plötzlich war das Wasser da. Hart wie Stein.

Suko spürte den Schlag, obwohl er seine Füße gestreckt hielt und mit den Zehen zuerst eintauchte.

Im nächsten Moment schwappte die ölige Brühe über ihm zusammen.

Sie war zum Glück nicht eiskalt. Wie ein Pfeil stach der Inspektor in die Tiefe. Den Grund erreichte er nicht. Zuvor drückte ihn der Auftrieb wieder in die Höhe.

Als er mit dem Kopf die Wasseroberfläche durchstieß, hingen Schlick und Unrat in seinen Haaren. Suko schleuderte sie zurück und begann zu schwimmen.

Er kraulte nicht, ließ sich viel Zeit, denn er wollte so wenig Geräusche wie möglich verursachen.

Um die Fregatte schwamm er herum und merkte erst jetzt, wie groß auch dieses kleine Schiff war.

Der nächste Kahn war doppelt so lang. Er gehörte zu den alten Flugzeugträgern, die noch im Pazifik gegen die Japaner eingesetzt worden waren.

Suko hatte sich ungefähr die Stelle gemerkt, wo der Ninja-Zombie erschienen war. Dort wollte er keinesfalls an Bord gehen. Er hatte sich die entgegengesetzte Seite ausgesucht.

Suko schwamm langsam, dennoch zügig. So sparte er Kräfte, denn Kraft brauchte er, da war er ganz sicher.

Der Flugzeugträger schien kein Ende nehmen zu wollen.

Suko schwamm an der Backbordseite entlang und näherte sich dem Bug.

Endlich hatte er die Stelle erreicht, die er suchte. Nicht weit entfernt sah er eine hochgeklappte Gangway oder Trittleiter an der Bordwand.

Da Suko nicht springen konnte, bis er die Leiter erreichte, mußte er es auf eine andere Art und Weise versuchen.

Er schleuderte sein Seil. Beim dritten Versuch klammerte sich der Haken fest. Die dabei entstehenden metallenen Laute hallten an Sukos Ohren. Er hatte das Gefühl, sie müßten meilenweit zu hören sein.

Es kam niemand, so konnte Suko aus dem Wasser klettern und sich am Seil in die Höhe hangeln.

Er kam sich dabei vor wie ein Bergsteiger. Nur befand sich an seiner Seite keine Wand aus Felsen, sondern eine aus Stahl. Manchmal verrostet, dann wieder ölig schimmernd.

Suko hatte wirklich das Gefühl, einen Berg zu erklettern. So hoch kam ihm die Seite des Flugzeugträgers vor. Es dauerte seine Zeit, bis er die Trittleiter erreichte.

Jetzt klappte es besser. Die alte Leiter war jahrelang nicht gewartet worden. Dicker Rost hatte sich auf dem Eisen gebildet. Wenn Suko mit seinen Sohlen darüberschabte, rieselte das rotbraune Zeug nach unten.

Höher und höher kletterte der Chinese, wobei er das Gefühl hatte, die Bordwand würde kein Ende nehmen. Er dachte stets an das Schicksal des ersten Kletterers. Auf keinen Fall wollte Suko es teilen. Aus diesem Grunde bewegte er sich langsamer und war auch dementsprechend vorsichtiger.

Immer wieder blickte er in die Höhe. Er sah die Relling allmählich näherkommen. Unter seinem Gewicht schwankte die Leiter. Manchmal schabte sie auch über die Bordwand, was Suko überhaupt nicht gefiel.

Jetzt waren es nur noch wenige Yards, dann hatte er sein Ziel erreicht.

Noch vorsichtiger wurde er. Dies war bereits die sehr günstige Distanz für einen lauernnden Gegner.

Suko hatte Glück. Niemand erwartete ihn. Er konnte an Bord klettern, ohne daß er angegriffen wurde. Und er befand sich im Schatten der turmhohen Aufbauten.

Leider war der Flugzeugträger so lang, daß Suko ihn mit einem Blick nicht durchmessen konnte. Die Start- und Landebahnen verschwammen vor seinen Augen. Zudem brannte kein Licht, und die totenfahle Helligkeit des Mondes reichte kaum aus.

Suko hörte das Geräusch. Den Gegner selbst sah er erst, als er sich umwandte.

Da kam der Ninja schon.

Wenn er sich bewegte, raschelte es unter seiner Kleidung.

Den Grund wußte Suko nicht, er konzentrierte sich auf die gefährliche Waffe, die der Zombie hielt.

Es war eine Nunchaki.

Der Ninja hatte die Arme ausgebreitet. Zwischen den beiden Holzstäben glänzte die Kette. Sie mußte neu sein, die einzelnen Glieder besaßen einen silbrigen Schimmer, der leicht den Tod bringen konnte.

Suko war klar, daß er den anderen möglichst lautlos erledigen mußte.

Ein Schuß hätte zuviel verraten.

Und der Gegner schlug zu. Er wollte nicht würgen, sondern einen Griff gegen Sukos Schädel hämmern.

Die Absicht erkannte der Chinese sofort. Auch er war schnell, drehte sich zur Seite weg, griff zu und bekam tatsächlich den in der Luft fliegenden Griff zu packen.

Eine harte, schnelle Drehung.

Der Ninja ließ nicht los, hatte aber mit dieser Attacke nicht gerechnet und wurde auf Suko zugeschleudert, der ihm seine Handkante in den Körper hämmerte.

Wieder hörte Suko ein Rascheln. Dabei hatte er das Gefühl gehabt, in eine weiche, dennoch leicht widerstandsfähige Masse geschlagen zu haben, und der Inspektor schleuderte seinen Gegner vor die Innenseite der Reling, bevor er die Dämonenpeitsche zog und einmal einen Kreis über den Boden schlug, so daß die drei Riemen herausfallen konnten.

Der Ninja lief genau in den Schlag. Er hatte seine Waffe zwar nicht losgelassen, die nutzte ihm nichts mehr, als ihn die drei magischen Riemen trafen und zurückschleuderten.

Bis gegen die Reling wurde der Ninja getrieben. Wobei das Wort Reling für diese hohen Aufbauten nicht der richtige Begriff war, aber Suko war auch kein Seemann.

Es sah so aus, als würde er dort klebenbleiben. Über dem Tuch, das die untere Gesichtshälfte bedeckte, tat sich etwas.

In der dunklen Masse gab es einen Riß.

Das Gesicht zerfiel.

Und der Ninja auch, denn alle drei Riemen hatten getroffen. Die Kleidung rutschte zusammen, das Schwert fiel dem Untoten aus der Hand, und Suko hob es auf, bevor er mit der anderen Hand in den kratzigen Stoff faßte und das Wesen kurzerhand über Bord schleuderte.

Suko sah noch, wie ein Arm aus dem Ärmel rutschte, dann lag dieses Problem hinter ihm.

Suko war eigentlich froh, auf dieses Wesen gestoßen zu sein. So wußte er wenigstens, daß die Gegner nicht nur dort lauerten, wo er und seine Freunde zuerst an Bord gehen wollten und es leider einen von ihnen erwischt hatte.

Wieder blickte der Inspektor über das Deck. Bewegung sah er nicht.

Das Mondlicht fiel kalt auf die Stahlplatten. Manchmal schimmerten sie auch, wo der Rost sich noch nicht so festgesetzt hatte.

In Sukos Nähe lag die gewaltige Kommandobrücke. Das war schon fast eine Stadt für sich. Mit mehreren Aufgängen, kleinen Decks und Querverbindungen. Auch ideal für Verstecke.

Suko schaute an der glatten Wand hoch, wo die Eisennieten vorstanden wie kleine Kinderköpfe. Eine Bewegung sah er nicht, dafür geschah etwas anderes. Und zwar dort, wo seiner Schätzung nach die eigentliche Kommandobrücke lag, die während eines Einsatzes von dem Commander und seinen Offizieren besetzt gewesen war.

Es waren keine Geräusche, die Suko hatten aufmerksam werden lassen. Denn Licht war nicht laut, und es floß schattig heran.

Jawohl! Schattiges Licht.

Für Suko gab es nur eine Erklärung. So etwas gab Shimada ab. Also mußte er sich an Deck befinden.

Der Inspektor wartete. Er hatte das schattige Licht gesehen, demnach mußten es die anderen Kämpfer auch bemerkt haben. Hoffentlich behielten sie die Nerven, und auch der Chinese wartete zunächst einmal ab.

Das Licht wanderte. Es fiel praktisch von oben nach unten auf das gewaltige Deck. Suko vernahm auch die Aufschläge, als wäre jemand auf die Metallplanken gesprungen.

Das konnten Ninja sein...

Sukos Standort war nicht günstig. Er wechselte ihn. Zahlreiche Schritte mußte er zurücklegen, um einen besseren Sichtwinkel zu haben.

Hinter einer Katapultrampe für startende Flugzeuge fand Suko seine neue Deckung und lauerte weiter.

Er besaß ein besseres Sichtfeld und konnte fast die Hälfte des Decks überblicken.

Aus dem düsteren Licht war Nebel geworden, der in dicken Schwaden von einer Seite auf die andere wanderte und denjenigen eine gewisse Deckung gab, die sie auch brauchten. Die Ninja!

Suko sah ihre Bewegungen. Sie wirkten nicht ganz so geschmeidig, wie er sie von normalen, menschlichen Kämpfern kannte. Also mußte er davon ausgehen, es mit Zombies zu tun zu haben. Er konnte nicht sagen, woher sie gekommen waren, jedenfalls waren sie da, und der Inspektor mußte sich damit abfinden, ob er wollte oder nicht.

Er zählte auch nicht, sondern beobachtete nur.

Die unheimlichen Gestalten gingen und hielten sich dabei in einer Reihe, wobei sie sich an der Breite des gewaltigen Flugzeugträger-Decks orientierten.

In dieser Kette bewegten sie sich vor. Kein Laut war zu vernehmen.

Wahrscheinlich mußten sie erst näherkommen, damit Suko auch ihre Schritte vernehmen konnte, denn so lautlos gingen sie nicht.

Es war ein unheimliches Schauspiel. Eine grausame Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben, um den Tod zu entlassen. Manchmal strich Wind über das breite Deck. Er erfaßte nicht nur die Nebelwolken und quirlte sie durcheinander, sondern griff auch in die dunkle Kleidung der Gestalten, um mit ihr zu spielen.

Eine furchtbare Bedrohung näherte sich der gewaltigen Kommandozentrale, die Suko sich als Fluchtweg ausgesucht hatte, denn in den riesenhaften Bauch des Flugzeugträgers wollte er auf keinen Fall.

Da konnte er zu leicht vom Regen in die Traufe geraten.

Noch war Shimada nicht zu sehen. Befand er sich möglicherweise gar nicht an Bord?

Sekunden später mußte Suko seine Meinung revidieren, denn die Gestalt, um die sich alles drehte, erschien.

Sie wuchs hinter den Zombies hoch.

Es war wie die Aufnahme in einem Zeitlupenfilm. So unheimlich, so gefährlich, gleichzeitig grandios und auch wieder abstoßend, wenn man daran dachte, welche Gefahr Shimada bringen konnte.

Er war da, und mit ihm kam der Schrecken.

Suko sah ihn so, wie er ihn in der Erinnerung hatte. Eine dunkel gekleidete Gestalt mit dem Tuch vor dem Gesicht und den gnadenlosen, unheimlichen Augen, in denen sich das Wasser des dunklen Sees zu spiegeln schien, aus dem Shimada gestiegen war.

In den alten japanischen Legenden und Mythen nannte man ihn das blaue Auge, und das war genau zutreffend für diesen Dämon, den die Ninja-Kämpfer in ferner Zeit als ihren Anführer akzeptiert hatten. Auch in der Gegenwart fanden sich noch welche, die Shimada wieder zu Diensten sein wollten. Der See, aus dem er entstieg war, sollte direkt in die Jigoku, in die Hölle, führen, wo Emma-Hoo, der Höllenherrscher, sein grausames Regiment führte und die Peitsche des Schreckens schwang.

Aus dem Jenseits war er erschienen, und dorthin gehörte er auch wieder. Wenigstens dachte Suko so.

Zunächst einmal sah es nicht danach aus, denn Shimada hatte wieder Helfer gefunden, wobei seine große Schutzpatronin Pandora noch im Hintergrund lauerte.

Und Shimada wuchs.

Suko konnte nur mehr staunen. So groß, so gewaltig hatte er diesen Dämon nicht in Erinnerung. Bisher war er schon auf das Doppelte einer menschlichen Körpergröße angewachsen, und mit ihm sein Schwert.

Hatte ihm Pandora diese Kräfte gegeben?

Das Bild peitschte gegen Sukos Nervenbahnen. Die Ninja waren stehengeblieben. Sie hatten einen Halbkreis gebildet, hinter dem, einer Mauer ähnlich, dieser gewaltige Dämon stand und nun mit einer Hand etwas zog, das ihn so gefährlich machte.

Es war sein Ninja-Schwert!

Suko bekam eine Gänsehaut. Er dachte an den gewaltigen Kampf in der Kristallwelt, der zwischen Xorron und Shimada getobt hatte, und er wußte, wie gefährlich dieses Schwert war, dessen Klinge Dinge durchtrennen konnte, vor denen eine normale Waffe dieser Art kapitulieren mußte.

Shimada war gekommen, um sich zu rächen. Dies bekam Suko

bestätigt, als er die Stimme hörte.

Ein plötzlicher Tornado hätte nicht anders über das Deck wehen können, als der flüsternde, aber dennoch brandgefährliche Ruf des Shimada.

»Ich rieche dich, Mensch! Komm aus deinem Versteck und stell dich, denn ich habe auf dich gewartet!«

Suko hütete sich, auch nur mit dem Fuß zu scharren.

Vielleicht bluffte Shimada nur, aber ein Dämon wie Shimada behielt immer einen Trumpf in der Hinterhand.

Den zeigte er.

»Du willst nicht?« Wieder fegte seine Stimme wie ein flüsternder Windstoß über das Deck. »Dann werde ich dich herausholen, Mensch!«

Im nächsten Augenblick bekam Suko zu spüren, was es heißt, Shimadas Befehlen keine Folge zu leisten.

Die lebende Legende griff an. Und sie bewies, mit welcher zerstörerischen Kraft man sie ausgestattet hatte.

Der übergroße Arm fuhr zuerst in die Höhe, danach raste er nach unten. Suko glaubte, einen feurigen Schein zu erkennen, das spielte keine Rolle mehr denn die Klinge traf.

Und sie zerstörte.

Funken sprühten, Feuer gleißte und umtoste die Ninja-Zombies. Es erhellte fahl einen Teil des Decks, so daß Suko sehen konnte, welches Erbe Shimada hinterlassen hatte.

Es war ein gewaltiger Einschnitt im Deck, das aus Stahl bestand. Doch auch gehärtetes Eisen setzte Shimadas Schwert keinen Widerstand entgegen...

Suko wußte nun, was auf ihn zukam...

Wir waren aus dem Taxi gestiegen und hatten dem Wagen so lange nachgeschaut, bis die Heckleuchten verglühten. Die Dunkelheit hatte sie aufgesaugt.

Nun war guter Rat teuer. Vor uns lag zwar der Schiffsfriedhof, aber er war in seinen Ausmaßen so gewaltig, daß wir nicht wußten, wo wir mit der Suche anfangen sollten. Zudem konnten die riesigen, abgewrackten Kähne vom Land aus nicht betreten werden, da es zu ihnen keine Verbindung gab.

Wir entdeckten keinen Steg, der Schiff und Land miteinander verband. Demnach mußten wir vom Wasser heran.

»Gibt es hier Boote?« fragte ich.

»Klar.« Yakup deutete auf die Schiffe. »Genügend, mein Lieber. Eines größer als das andere.«

»Du weißt genau, wie ich das meine. Wir brauchen ein normales Boot, einen kleinen Kahn mit Motor, was weiß ich.«

»Den kann ich nicht herzaubern.«

Wir gaben trotzdem nicht auf und machten uns auf die Suche nach einem Boot.

Natürlich hatten wir kein Glück, aber wir fanden ein Bootshaus. Es stand direkt am Wasser. Die hinter ihm aufragenden Wände der Schiffe wirkten wie eine schaurige Kulisse.

Über einen Steg liefen wir auf die Tür des Bootshauses zu.

»Wenn die jetzt verschlossen ist«, murmelte Yakup.

Sie war es glücklicherweise nicht. Zwar hing eine Kette an der Tür, diese Sicherung diente aber mehr der Schau als der Abschreckung. Sehr leicht konnte die Kette von dem Schloß weggezogen werden.

Ich öffnete die Tür. Das Knarren war nicht gerade Musik für meine strapazierten Nerven. Als erster betrat ich das Bootshaus, hörte das Gluckern des Wassers und sah einen dunklen Umriß.

Ein Motorboot.

Ich sprang sofort hinein. Zum Wasser hin war das Bootshaus offen.

Ohne Schwierigkeiten konnten wir hinausfahren.

Yakup sprang ebenfalls. »Da haben wir Glück gehabt«, sagte er und schüttelte den Kopf, als könnte er es noch immer nicht begreifen.

Ich erwiderte nichts, drückte uns beide nur die Daumen, daß der Motor auch ansprang.

Er hatte seine Tücken, ärgerte sich, spitzte ein paarmal und kam schließlich doch.

Yakup hatte das Boot losgetäut. Als das Tau auf die Rückbank flog, quirlte die Schraube am Heck das Wasser auf, und wir konnten aus dem Bootshaus schießen.

Es war eine ruhige Nacht. Wenigstens in dieser Umgebung des Schiffsfriedhofs. Deshalb kam mir das Geräusch des Motors ungewöhnlich laut vor. Es durchbrach die Stille mit seinem wütenden Knattern, das als Echo gegen die Außenbordwände der Schiffe hallte.

Wo wir suchen sollten oder mußten, war uns unbekannt.

Shimada konnte überall auftauchen, denn dieser große Schiffsfriedhof war praktisch eine Stadt aus Metall für sich.

Da konnten wir tagelang forschen, ohne überhaupt etwas zu entdecken.

Wir glitten auf das freiere Wasser hinaus. Ich kam mir dabei vor wie in einer Schlucht steckend, da wir zwischen zwei Booten herfuhr, deren Bordwände steil in die Höhe ragten.

Über uns war der Ausschnitt eines dunklen Himmels zu sehen. Wir würden bald das freie Wasser erreichen.

Es lag ein seltsamer Geruch in der Luft. Nach Meer roch es, aber auch nach Teer, nach Öl, Küste und nach Metall. Für mich strahlten auch die Schiffswände einen Geruch ab. Wenn ich nahe genug an sie heranfuhr, merkte ich es. Da hatte man das Gefühl, neben einem

kalten Schweißbrenner zu stehen und Metall zu schmecken.

Wir ließen den Kanal zwischen den beiden hohen Bordwänden hinter uns und erreichten das offenere Wasser. Einen weiten Bogen mußten wir noch fahren, um den Schiffsfriedhof überblicken zu können. Die langen Decks der Flugzeugträger stachen besonders weit vor. Sie wirkten wie schwarze Klötze auf einem ebenfalls dunklen Wasser.

Yakup schüttelte den Kopf, als ich das Boot so gedreht hatte, daß wir die Schiffe anschauen konnten. »Das schaffen wir nie, John. Diese Decks können wir nicht untersuchen.«

»Weiß ich auch.«

»Und wie willst du sie finden?«

Ich hob die Schultern. »Wenn sie da sind, Yakup, werden wir ein Zeichen bekommen. Kein Kampf kann sich lautlos abspielen. Wenigstens keiner, bei dem Shimada mitmischt.«

Der junge Türke gab mir keine Antwort. Der Motor tuckerte im Leerlauf. Wellen schoben sich heran, griffen nach dem Boot und drückten es vor. Das Wasser sah schwarz aus.

Nur dort, wo der Mond sein bleiches Licht abstrahlte schimmerte es heller.

Hier warten wollte ich auch nicht, sondern die Hecks oder Bugs der Schiffe abfahren. Vielleicht war etwas zu sehen. Wir mußten mit jeder Überraschung rechnen.

Ich fuhr sehr langsam und auch spritsparend. Unheimlich kamen mir die Metallwände vor. Diese Schiffe hatten viel erlebt. Sie waren im Zweiten Weltkrieg eingesetzt worden und hatten auf allen Weltmeeren agiert. Besonders im Pazifik. Jetzt brauchte man sie nicht mehr. Sie waren abgewrackt.

Es gab bessere, viel modernere. Mir kam es vor, als würden die Schiffe stöhnen und atmen. Das Metall lebte. Es hatte sich nur in eine Wartestellung zurückgezogen. Manchmal kamen einem schon seltsame Gedanken.

Yakup schaute sich nicht die abgewrackten Pötte an, seine Blicke glitten über das Wasser, und ich hörte den Ruf meines neuen Freundes.

»Dreh mal bei, John.«

»Weshalb?«

Er deutete aufgeregt über das Wasser. Ich konnte nicht erkennen, was er da entdeckt hatte, weil ich mit dem Wendemanöver beschäftigt war, aber es mußte schon etwas Außergewöhnliches sein.

Yakup hatte sich über die Bordwand gebeugt. Seine Hände streiften durch die öligen Fluten. Dann holte er etwas hervor und warf es auf die Planken.

Zwischen uns blieb der Gegenstand liegen.

»Erkennst du ihn?« fragte Yakup.

Ich mußte mich erst bücken, um eine genaue Antwort geben zu können. Zuerst dachte ich, einer Täuschung erlegen zu sein, das war nicht der Fall. Vor meinen Augen lag der Gegenstand, den Yakup aus dem Wasser geholt hatte, und ich identifizierte ihn als einen Arm.

Ich schluckte einige Male. Der Arm war zum Teil noch mit Stoff bedeckt. Er besaß auch nicht die normale Haut, wie wir sie kennen, seine schimmerte in einem dunklen Braun und erinnerte mich an alte Rinde.

Sogar die Hand sah ich noch.

Lange brauchte ich nicht zu überlegen, zu wem der Arm gehörte. Der Stoff sagte mir auch genug.

»Das war ein Ninja.«

»Und er ist vernichtet worden.«

Ich kam wieder hoch. Den Motor hatte ich abgestellt. Wir vernahmen nur mehr das Plätschern der Wellen. »Entweder ist er dem Wesen durch einen Schwertstreich abgetrennt worden oder durch die Peitsche.«

»Die Suko trägt?«

»Genau.«

»Es würde bedeuten«, fuhr Yakup fort, »daß sich unser Freund auf einem der Schiffe befindet.«

Ich dachte bereits weiter. »Die Strömung hier ist nicht sehr stark. Ich glaube, daß wir nicht lange zu suchen brauchen.«

»Genau so wird es sein.«

Ich redete nicht mehr, sondern handelte. »Suchen wir mal die Bordwände von außen ab. Möglicherweise finden wir irgendwelche Spuren.«

Damit war Yakup voll einverstanden. Ich stellte den Motor wieder an.

Mit halber Kraft tuckerten wir los. Da ich mich auf das Steuern konzentrieren mußte, schaute Yakup sich die aus dem Wasser ragenden Bugs oder Hecks der gewaltigen Schiffe an.

Nicht weit entfernt sahen wir einen Flugzeugträger. Sein langes Landedeck schob sich wie ein breites Maul in das Wasser hinein. Als wir näher herankamen, kam ich mir noch kleiner und verlorener vor, denn im Vergleich zu diesem Riesenkahn waren wir wirklich nur mehr Zwerge.

Wir schoben uns so dicht an der Bordwand entlang, daß wir sie schon fast berührten. Dicke Rostflecken sahen wir ebenso wie schimmerndes Metall, und auch ein Tau, das von einer Bordleiter herabhing und mit seinem Ende im Wasser verschwand.

Ich stellte den Motor wieder ab. Yakup beugte sich vor. Er griff nach dem Tau und zog durch seiner Händen Kraft das Boot näher an die Bordwand heran.

Dann schrammte es dagegen.

Yakup hielt das Tau fest. Sein Blick traf mein Gesicht. »Ich glaube, daß wir hier die Lösung haben. Da muß einfach jemand hochgeklettert sein, meinst du nicht?«

Ich gab ihm recht.

»Und was machen wir?«

»Auch hochklettern.«

»Aber das Boot.«

»Lassen wir treiben.«

Yakup war einverstanden. Diese Lösung empfanden wir beide als die beste.

Ich stieg als erster in die Höhe. Es war ein rauhes Seil. Die einzelnen Fasern schnitten in das Fleisch meiner Hände, als ich immer wieder nachgriff, um mich in die Höhe zu ziehen.

Im Anfang hatte ich Schwierigkeiten. Später klappte es besser, und ich erreichte auch die an der Außenbordwand befestigte Metalleiter.

Hier ruhte ich mich für einen Moment aus. Bis zum Deck war es noch weit. Yakup stand wenig später auch neben mir.

Er wollte etwas sagen, als ihm das Wort durch die Ereignisse praktisch vom Munde abgeschnitten wurde.

Auf dem Deck des Flugzeugträgers tat sich etwas. Wir hörten ein gewaltiges Organ, verstanden auch einige Worte wie Mensch, Versteck und riechen...

»Kennst du den Sprecher?« wisperte Yakup.

»Ich glaube.«

»Dann kann es nur Shimada sein.«

»Ja.«

Ich sah, wie Yakup die Hände ballte. Wir hatten ihn in der Klosterhöhle gesehen, da war er inaktiv gewesen. Nach seinen jetzigen Worten zu urteilen, würde er das nicht mehr bleiben. Er mußte aus seiner Reserve heraus, und ich rechnete damit, daß sich nicht nur Shimada an Bord des Flugzeugträgers befand, sondern auch Suko und zahlreiche der untoten Ninja. Sollte mein Partner keine Hilfe bekommen haben, stand er auf verlorenem Posten. Das war uns beiden klar, deshalb gab es für uns keine Alternative.

Wir mußten hoch.

Ich dachte an meine Waffen und hoffte stark, daß sie in der Lage waren, Shimada zu vernichten. Wenn nicht, nein, daran wollte ich überhaupt nicht denken.

Etwas geschah auf dem Schiff. Wir hörten ein Zischen. Als ich den Kopf hob und an der Bordwand hochschaute, glaubte ich auch, den Widerschein eines fahlen Lichts zu sehen, wobei gleichzeitig etwas über die Bordwand kroch, das mich irgendwie an einen dunklen Nebel erinnerte. Noch hatten wir unser Ziel nicht erreicht. Nach wie vor

kämpften wir uns Yard für Yard höher.

Und dann erklang abermals ein Geräusch.

Als ich es hörte, wurde mir ein wenig mulmig, denn ich mußte an die Verfolgung vom Kloster aus denken. Was uns da aufgeschreckt hatte, war das Flappern der Rotorblätter gewesen.

Ein Hubschrauber kam.

Und mit ihm wahrscheinlich Oziko.

Wir hatten also alle zusammen...

Suko war von der Tat des mächtigen Shimada nicht nur beeindruckt.

Das Zerschmelzen des Stahls hatte gleichzeitig seinen Widerstandswillen angeregt. Er würde sich Shimada nicht zeigen, sondern versuchen, auf dem Schiff ein Versteck zu finden und eine gewisse Taktik der kleinen Nadelstiche anzuwenden, indem er sich Shimadas Diener vornahm und sie zum Teufel schickte.

Bisher hatte er davon abgesehen, die Kommandobrücke zu betreten.

Dies wollte er ändern. In diesem Wirrwarr von Türmen, Aufbauten und Räumen mußte er erst einmal gefunden werden.

Bevor er, sich auf den Weg machte, schaute er noch einmal über das Deck. Da sah er Shimada und seine Diener. Sie hatten ihre Haltung kaum verändert, standen wie Zinnsoldaten und schauten ihrem Herrn und Meister zu, der sein gefährliches Schwert wie ein Zauberkünstler den Stab wirbeln ließ, die Klinge fauchend durch die Luft schnitt, sich überdrehte und von ihm wieder aufgefangen wurde.

Shimada war ein Meister im Umgang mit dieser Waffe. Da machte ihm so leicht niemand etwas vor. Zudem besaß er noch den Fächer der Sonnengöttin Amaterasu.

Diese Defensivwaffe konnte er als Schild benutzen. Der Fächer schützte ihn, er hielt Magie und auch Kugeln. Gleichzeitig konnte er auch als Angriffswaffe benutzt werden, wenn er nicht auseinandergeklappt worden war.

Das alles war Suko bekannt. So konnte er sich darauf einstellen.

Manchmal war es besser, wenn man sich zurückzog. Das tat Suko auch, denn er suchte nach einem Weg, auf die Brücke zu gelangen. Vor allen Dingen wollte er dabei nicht gesehen werden.

Shimada stieß heisere Schreie aus. Er motivierte seine lebenden Leichen und schickte sie aus, damit sie das Deck absuchten und Shimadas Beute fanden.

Suko bewegte sich möglichst leise. Auf Zehenspitzen ging er weiter.

Nur keine unnötigen Geräusche verursachen, denn Shimada besaß verdammt gute Ohren.

Schon bald hatte Suko einen der zahlreichen Aufgänge erreicht. Auch hier lag dick der Rost, und Suko mußte achtgeben, daß man ihn nicht

hörte, wenn er die einzelnen Sprossen betrat.

Er erreichte eine kleine Plattform, von der es wieder höher ging, bis zu einem Vorposten der Brücke, wo früher zahlreiche Instrumente gestanden hatten, die jetzt demontiert waren. Suko sah nur mehr die grauen Konsolen. Sie wirkten wie abgebrochene Säulen.

Von dieser Stelle aus besaß er einen besseren Blick über das Deck.

Shimada war natürlich noch da. Er stand auf der Stelle und glich dabei einem Feldherrn.

Auch die Ninja-Zombies gab es. Sie hatten sich verteilt. Ihre Schwerter blitzten, als sie sich auf den Weg machten und jede Ecke des Decks absuchten.

Zu stoppen waren sie so leicht nicht, und über Sukos Rücken lief ein Schauer, wenn er daran dachte, daß sie auch irgendwann die Brücke besetzten.

Zunächst geschah etwas anderes. Ein fernes Brummen durchbrach die Stille.

Suko schaute in die Richtung, wo es aufgeklungen war und sah in der Dunkelheit des Himmels einen Punkt, der sich schnell näherte und noch wie ein Fixstern wirkte.

Das war er nicht, denn Sekunden später vernahm Suko Rotorengeräusch. Da kam ein Hubschrauber.

Im ersten Augenblick dachte der Inspektor an seinen Freund John Sinclair. Dann verwarf er den Gedanken wieder.

John würde nie so verrückt sein und in die Höhle des Löwen fliegen, denn alles deutete darauf hin, daß der Hubschrauber auf dem Flugzeugträger landen würde.

Suko hatte sich nicht geirrt.

Der Pilot ließ die Maschine absacken. Im nächsten Augenblick strahlte ein Scheinwerfer auf, der seinen weißen Kegel auf das Deck schleuderte.

Das Deck war frei. Der Krach des landenden Hubschraubers erreichte auch Sukos Ohren. Der von den Rotorblättern erzeugte Wind ließ die Kleidung der untoten Ninja flattern.

Sogar Shimada hatte sich gedreht und schaute zu dem Vogel aus Metall hin, dessen Kufen in diesem Augenblick das Deck berührten. Die Rotorblätter wurden langsamer, und irgendwann wehte ein letzter Windzug über die freie Fläche, dann war es ruhig.

Suko hatte einen guten Sichtplatz. Er konnte erkennen, daß die Ausstiegsluke aufgeschoben wurde. Natürlich war der Inspektor gespannt, wer den Hubschrauber verlassen würde.

Noch ein Dämon?

Die Gestalt, die geduckt nach draußen sprang und in den Lichtkegel des Schweinwerfers geriet, war ein Mensch. Für einen Moment sah Suko ihn konturenscharf.

Kein Europäer. Der Mann trug etwas vor den Augen, denn das Gestell der Brille blitzte für den Zeitraum eines Gedankensprungs. Ein Japaner hatte den Hubschrauber verlassen.

Suko kannte den Mann nicht. Ihm fiel jedoch das Gespräch mit John Sinclair ein, das sie per Telefon geführt hatten. John hatte einen Japaner erwähnt und sogar dessen Namen gesagt.

Scharf dachte der Chinese nach. Plötzlich wußte er Bescheid. Der Mann hieß Qziko. Er gehörte wahrscheinlich zu einer Yakuza-Bande und war noch dessen Anführer.

Die einzelnen Zusammenhänge kannte Suko nicht. Das brauchte er auch nicht. Für ihn stand fest, daß es sich bei diesem Mann um einen Feind handelte.

Oziko hatte den Copter nicht allein geflogen. Noch drei weitere Männer verließen den Metallvogel. Sie waren nach Art der Ninja gekleidet und bewegten sich sehr geschmeidig.

Der Motor des Hubschraubers war inzwischen abgestellt worden. Nur noch der Scheinwerfer brannte und schuf auf dem gewaltigen Deck eine blasse Lichtinsel, die wie ein gewaltiges Auge wirkte.

Oziko war vor seinem Herrn und Meister stehengeblieben.

Für Suko wirkte es irgendwie lächerlich, wie sich der Mann im dunklen Anzug so tief verbeugte, daß seine Stirn bereits den Boden berührte.

Er empfand Respekt vor Shimada!

Als er sich wieder aufgerichtet hatte, redete er auf den Dämon ein.

Dabei schaute er zu ihm hoch, um das Gesicht zu erkennen.

Was er sagte, konnte Suko nicht verstehen. Es schienen keine guten Nachrichten zu sein, denn Shimada brüllte vor Wut.

Dann fuhr er herum.

Suko zuckte zurück, denn der Dämon schaute in seine Richtung. »Ich rieche dich, Mensch!« brüllte er. »Ich rieche dich genau. Du kannst dich nicht verstecken. Wir werden dich holen...«

Und das taten die Ninja auch, denn Suko, der sich auf Shimada und Oziko konzentriert hatte, vernahm plötzlich das Tappen der Schritte in seinem Rücken.

An die Ninja hatte er nicht mehr gedacht...

Neunzehn furchtlose Kämpfer waren es, die sich versammelt hatten. Sie hatten die Schreie gehört und erlebt, wie ein Hubschrauber aus der Dunkelheit des Himmels gekommen war und auf dem Deck des vor ihnen liegenden Flugzeugträgers landete.

Für sie war es der Beweis, daß sich der Kampf auf dem Flugzeugträger abspielen würde.

Die ersten Seile flogen. Ihre Haken zerrten sich dort fest, wo es die

Männer haben wollten. Sie prüften noch einmal die Reißfestigkeit und nickten sich zu.

Dann kletterten sie.

Lautlos hangelten sie sich an der Bordwand des Flugzeugträgers in die Höhe. Sie waren wirkliche Meister in der Körperbeherrschung, und sie verschmolzen mit dem Schatten der Bordwand. Da sie sich schon auf einem Schiff befanden, hatten sie es nicht so weit wie Suko gehabt, der vom Wasser aus hochgeklettert war.

Rasch, geschmeidig und an Ameisen erinnernd, so überwandten sie die Distanz.

Wer von ihnen überlebte, war ungewiß. Für sie war es ein Glücksspiel, aber das machte ihnen nichts. Es zählte der Erfolg, da mußte eben ein Menschenleben weichen...

Obwohl es uns in den Fingern juckte einzugreifen, hatten wir uns zurückgehalten. Erst mußten die Positionen geklärt werden, und so schauten wir zu, wie der Hubschrauber landete und einen Mann entließ, bei dessen Anblick Yakup fast durchdrehte.

»Verdammt!« flüsterte er. »Oziko. Dieser Hundesohn mischt auch überall mit.«

»Ja, ich hatte ihn schon vermißt.«

Mein Partner lachte nur.

Oziko und Shimada redeten miteinander. Leider sprachen sie so leise, daß wir nichts verstehen konnten. Ich erkannte, daß noch weitere Männer den Hubschrauber verließen.

Es waren Ninja.

Im ersten Augenblick unterschied sie nichts von den untoten Gestalten, die das Deck bevölkerten. Nur waren die Bewegungen der Lebenden noch geschmeidiger.

Von Suko hatte ich bisher nichts gesehen. Ich stellte allerdings fest, daß sich einige der Shimada-Schergen der gewaltigen Schiffsbrücke näherten und dort hochkletterten.

Sollte sich Suko dort befinden, mußte er äußerst vorsichtig sein, wollte er nicht in die Falle der anderen rennen.

Wir lagen in einer guten Deckung. Nicht weit von der Reling entfernt, standen einige kleine Maschinenhäuser, die uns als Schutz dienten. Und hier würden wir vorläufig bleiben.

Yakup fiel es schwer. Er starrte allein zu Oziko hin, der sich etwas abseits aufgebaut hatte und nahe dem Hubschrauber stand. Mein Augenmerk galt Shimada.

Und der hatte etwas bemerkt.

Uns galten die Worte wohl nicht, die er über das Deck schrie, denn er sprach in der Einzahl.

»Ich rieche dich, Mensch! Ich rieche dich genau! Du kannst dich nicht verstecken! Wir werden dich holen!«

Während dieser Worte schienen seine Augen von blauen Flammen umtanzt zu werden. Sie glühten wie Diamanten.

Allein dieser böse Blick konnte einen Menschen schon niederzwingen.

Ich wartete ab.

Yakup wurde nervöser. Die Entscheidung stand dicht bevor. Er sah nicht ein, daß er sie noch länger hinauszögern sollte. Seine Nunchaki hielt er bereit, den Bogen und die Wurfsterne ebenfalls.

»Ich muß ihn packen!« flüsterte er. »Ich muß diesen verdammten Oziko holen! Wirst du dich um Shimada kümmern?«

»Ja.«

»Und womit versuchst du es?«

Ich zog meinen Bumerang hervor. »Damit. Aber ich möchte mich nicht zeigen, sondern...«

»Verstehe«, unterbrach mich der junge Türke flüsternd.

»Ich werde Shimada ablenken, dann kannst du...«

»Sei mal still!«

Sofort schwieg Yakup. Er konzentrierte sich wie ich auch auf die seltsamen Geräusche, die ich vernommen hatte. Sie waren an der Bordwand aufgeklungen. Wenn mich nicht alles täuschte, sogar von außen.

Sollten noch weitere Ninja kommen?

Ich schaute in die entsprechende Richtung. Über das Deck trieben noch leichte, dunkle Dunstschwaden. Ansonsten war die Sicht gut. Vor allen Dingen die entlang der Reling.

Wir sahen sie.

Nahezu lautlos kletterten sie über die Bordwand, Ihre Waffen blitzten, und sie waren bereit, voll in den Kampf zu gehen.

»Das ist Unterstützung für uns«, hauchte Yakup Yalcinkaya. »Es müssen die Leute sein, die Suko besucht und...«

»Ja, ja«, unterbrach ich seinen Redeschwall. »Alles klar.«

Die Männer, es waren mehr als ein Dutzend, verteilten sich auf dem Deck. Bisher waren sie noch nicht gesehen worden, doch kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, als Shimada seinen Schädel drehte.

Sein Kampfschrei zitterte durch die Nacht.

Er war für mehrere Personen gleichzeitig das Startsignal.

Unter anderem auch für Yakup Yalcinkaya...

Zuerst roch Suko den Moder!

Da wußte der Chineser, daß die untoten Ninja es geschafft hatten und unbemerkt in seine Nähe gelangt waren. Viel Platz besaß er nicht.

Hinter ihm befand sich ein Aufbau, der zwar zur Brücke gehörte, aber nicht die Kommandozentrale war, sondern ein anderer Raum.

Scheiben besaß er keine mehr, eine Tür auch nicht, und Suko wich dorthin zurück.

Den nächsten Schritt stoppte er ab, denn genau vor sich hatte er ein Loch im Boden gesehen. Suko erstarrte. Er konnte in die Tiefe schauen, aus der ihm zwar die Dunkelheit entgegengähnte, die aber nicht auszuloten war. Wenn er da hinunterfiel, brach er sich alle Knochen.

Vom Deck her hörte er Schreie. Gern hätte er sich eingemischt, doch als er sich wieder umwandte, sah er die beiden Ninja.

Sie standen vor ihm.

Schwertspitzen stachen Suko entgegen. Über den Gesichtsmasken erkannte der Chinese die verkohlten und nach Moder riechenden Gesichter der beiden untoten Kämpfer.

Er griff an.

Es war eine Verzweiflungstat, denn er mußte den beiden zuvorkommen, bevor diese ihre Klingen in seinen Körper rammen konnten. Sukos Schläge schüttelte die Ninja durch und schleuderten sie zurück. Die Dämonenpeitsche hatte Suko in seinen Gürtel gesteckt. Jetzt riß er sie wieder hervor und schlug mit ihr einen Kreis.

Die drei Riemen bildeten einen Fächer. Zwar wollten die Ninja sich noch ducken, das schafften sie nicht mehr.

Die Magie der Peitsche verbrannte sie regelrecht. Die Körper fielen ineinander, und ein ätzender Gestank drang aus der Kleidung dieser Wesen hervor.

Zwei weniger.

Suko sprang über die Körper hinweg und schaute sich um.

Im Moment sah er keinen weiteren, das jedoch änderte sich schnell. Der dritte hatte über ihm gelauert.

Und dieser ließ sich fallen.

Zum Glück hörte Suko das Geräusch. Es war ein Knattern oder Flattern der Kleidung. Jedenfalls wurde er gewarnt, schaute in die Höhe und sah den Körper.

Zwei Schwerter hielt der Ninja in den Händen.

Suko wuchtete sich zurück. Der Sprung glich schon einem Salto, so schnell und riskant war er geführt worden, aber der Inspektor hatte nun mal keine andere Möglichkeit gesehen, um seinem Feind und dessen Schwertern zu entkommen.

Die Waffen verfehlten ihn.

Rasch stand Suko wieder auf den Beinen. Im Unterbewußtsein nahm er das Geräusch eines fliegenden Hubschraubers wahr, er kümmerte sich nicht darum, sondern sah zu, daß er den Hieben entging.

Der Ninja kämpfte meisterlich.

Beide Schwerter handhabte er perfekt. Sie zerschnitten mit pfeifenden Geräuschen die Luft, blitzten vor Sukos Augen auf, der immer weiter zurück mußte, um von diesen scharfen Klingen nicht erwischt oder aufgespießt zu werden.

Diese Ninja gehörten zwar einer anderen Mythologie an, die waren aber Zombies, Untote. Und jeden Zombie, der nur zum dämonischen Fußvolk gehörte, konnte man mit geweihten Silberkugeln stoppen.

Das tat Suko.

Er war dem Ninja so weit entwischt, daß er Zeit genug bekam, seine Beretta zu ziehen.

Plötzlich spie die Waffe Feuer.

Suko hatte die Kugel genau zwischen die beiden wirbelnden Schwertklingen gesetzt und ins Zentrum getroffen.

Der Schlag stoppte den Ninja. Er riß ihn auch um. Suko hörte die verzweifelt klingenden Laute und das wütende Zischen dazwischen.

Aber das hatte nicht der Ninja vor ihm ausgestoßen, sondern jemand hinter Suko.

Er ließ sich fallen.

Der Pfeil hätte ihn erwischt. Zwar hatte Suko nicht ganz ausweichen können, aber er war wenigstens nicht tödlich getroffen worden. Er spürte den scharfen, bissigen Schmerz am Hals, wo der Pfeil die Haut aufgerissen hatte.

Ninja sind schnell.

Auch der Schießer machte da keine Ausnahme. Er hatte bereits den zweiten Pfeil auf die Sehne gelegt, spannte den Bogen, und da genau bekam er die Kugel.

Suko hatte gut gezielt. Das Geschoß durchbohrte das Tuch, der Ninja fiel zurück. Er verlor den Bogen und hatte auch nicht mehr die Kraft besessen, den Pfeil noch abzuschießen.

Dessen Waffe brachte Suko auf eine Idee. Blitzschnell nahm er Pfeil und Bogen an sich, sprang über die sich noch immer auflösenden Zombie-Ninja hinweg und schaute von dort auf das Deck, wo er auch zuerst gestanden hatte.

Er sah nur noch, daß dort ein wahnsinniger Kampf tobte, dann geriet er plötzlich in Lebensgefahr, denn der Hubschrauber flog genau auf ihn zu.

Auf einmal wurde er riesengroß, taumelte und drohte, wenn er keine andere Flugrichtung bekam, die Brücke zu rammen. Ein gewaltiger Feuerball würde alles mitreißen!

Auch Suko...

Es ging alles sagenhaft schnell. Es fällt mir schwer, es nachzuhalten, deshalb möchte ich chronologisch berichten.

Ich blieb an der Stelle, denn ich wollte Shimada mit einem gezielten Wurf des Bumerangs köpfen. Was damals in der Kristallwelt nicht möglich gewesen war, mußte ich hier zu einem Ende bringen.

Yakup war gestartet. Er huschte schattengleich über das Deck. Aus seinem Mund drang ein wilder Kampfschrei. Die Kette seiner Nunchaki blitzte, und es blitzte noch mehr.

Das waren die Wurfsterne, die er aus vollem Lauf heraus schleuderte.

Gezielt waren sie auf die Begleiter des Japaners Ozika, die die Lage sofort erkannt hatten und sich vor ihren Herrn und Meister stellten.

Da jagten die Wurfsterne schon heran.

Sie trafen Arme, Beine und Körper. Sie töteten nicht, aber sie stifteten Verwirrung.

Von der anderen Seite des Decks kamen Sukos Freunde.

Und sie nahmen sich der Untoten an, die Shimada mitgebracht hatte, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Plötzlich wurde das Deck des Flugzeugträgers zu einem wilden, beinahe chaotischen Kampffeld. Da flogen Pfeile.

Schwerter blitzten, Köpfe rollten, Zombies vergingen, manche lautlos, andere starben unter qualvollen Schreien.

Und Yakup kämpfte sich durch.

Einer der Leibwächter, der einen Wurfstern in der rechten Schulter stecken hatte, griff mit dem Messer an. Es besaß eine lange Klinge, war schon ein kleines Schwert, und der Mann wollte den Stahl in Yakups Leib versenken.

Yakup reagierte traumhaft. Nicht sein Arm wurde so lang, es war das eine Holz der Nunchaki, das die Verlängerung seines Arms bildete und hart traf. Die Waffenhand des Ninja flog in die Höhe, der Stahl machte sich selbständig, und das Messer landete irgendwo hinter dem Ninja auf dem Deck. Da blieb es unerreichbar.

Einen Tritt setzte Yakup hinterher. Es war ein Spagatsprung, und der Ninja überkugelte sich, als er zu Boden krachte.

Der junge Türke hatte freie Bahn.

Es sah Shimada, der sein Schwert bewegte und Angreifer damit aus dem Weg räumte. Für einen Moment dachte Yakup daran, sich ebenfalls an dem Angriff zu beteiligen, dann entdeckte er den Japaner Oziko, und sein Zorn wurde zu einer lodernden Flamme.

Ihn mußte er haben!

Oziko hielt sich am Hubschrauber auf. Sogar nahe dem Einstieg stand er, schaute auf die kämpfenden Parteien und hielt einen Revolver in der Hand. Der Lauf bewegte sich hektisch.

Oziko kam nicht dazu abzudrücken, da er einfach kein Ziel fand. Die Kämpfer waren zu schnell, und er wollte nicht aus Versehen Shimadas Schergen erwischen.

Für Yakup gestaltete sich dies zum Vorteil. Er besaß noch einen

Wurfstern, und den schleuderte er in demselben Augenblick, als Oziko zu ihm hinschaute und auch seine Waffenhand drehte, wobei die Mündung auf den jungen Türken zielte.

Yakup war schneller!

Der Wurfstern glich einem kleinen Kometen, als er durch die Luft wirbelte und haargenau sein Ziel traf.

Der Japaner schoß zwar noch, aber die Aufprallwucht hatte seinen Arm nach hinten geschleudert, so daß die Kugel auf eine Stahlplatte prallte und von dort als deformierter Querschläger wegsirrte.

Yakup war am Mann. Er holte mit der Nunchaki aus, rechnete eigentlich nicht mit dem Widerstand des Japaners und nahm dessen Tritt voll. Oziko hatte sich gedankenschnell gedreht. Ein Felsbrocken schien auf Yakups Brust geprallt zu sein. Die Luft wurde ihm geraubt. Er hatte sich nicht auf diese Attacke einstellen können und spürte in den Knien die sich allmählich ausbreitende Weichheit.

Er begann zu zittern, Öffnete den Mund, streckte den Arm aus und suchte Halt.

Oziko sah, daß die Hand die Außenhaut des Hubschraubers berührte, und er bemerkte auch, wie down sein Gegner war. Die Zeit mußte er nutzen. Wäre es nicht zu diesem Durcheinander gekommen, hätte er vielleicht anders gehandelt. So aber drehte er sich und enterte den Hubschrauber. Shimada mußte allein fertig werden. Oziko wollte die Gunst der Stunde nutzen und abfliegen.

Geschmeidig stieg er in den Copter. Den Kopf hatte er eingezogen.

Noch immer steckte der Wurfstern in seinem Arm.

Mit einer wütenden Bewegung riß der Mann ihn hervor und schleuderte ihn weg.

Dann startete er.

Einen Piloten brauchte er nicht. Oziko konnte diesen Hubschrauber bedienen. Die Handgriffe tat er automatisch. Er hörte das Brummen des Motors, und auch der Rotor breitete seine Flügel aus, die über dem Dach zu einem wirbelnden Kreis wurden.

Dieses Geräusch hörte auch Yakup Yalcinkaya. Es wirkte auf ihn wie eine Alarmsirene und ließ ihn für einen Moment seine Schmerzen und die Mattheit vergessen.

Yakup stemmte sich ab. Er konnte durch die gläserne Pilotenkanzel schauen und sah genau die Gestalt auf dem Sitz hocken, um die es ihm allein ging. Das Licht der Instrumentenbeleuchtung zeichnete einen grünen Schimmer auf die Haut, so daß der Japaner fast so wirkte wie eine lebende Wasserleiche.

Er durfte nicht fliehen!

Der junge Türke drehte sich auf der Stelle, ging noch einen halben Schritt auf den Einstieg zu und hatte ihn erreicht.

»Nein!« keuchte er.

»Nein, verdammt.«

In diesem Augenblick hob die Maschine ab!

Yakup spürte den Ruck bis in seine Oberarme, denn er hatte sich noch festgeklammert. Eigentlich hätte er jetzt loslassen müssen. Das tat er nicht. Er unternahm das, was man mit dem Wort lebensmüde umschreiben konnte. Yakup blieb an der Maschine hängen und hatte dabei Glück, daß er sich noch mit beiden Füßen auf den Kufen abstützen konnte.

Ein wütender Schrei erreichte seine Ohren. Oziko hatte erkannt, daß er seinen Verfolger nicht so leicht loswurde, wie er es sich vorgestellt hatte, aber er war mit dem Startvorgang beschäftigt und konnte sich um den anderen nicht kümmern.

Diese Chance nutzte der junge Türke natürlich aus. Obwohl es ihm noch immer an Kraft fehlte, schaffte er es mit einer klimmzugartigen Bewegung, sich in die Höhe zu wuchten und in den Copter hineinzuklettern.

Die Maschine hatte mittlerweile nicht nur an Geschwindigkeit gewonnen, sondern auch an Höhe. Sie schwebte jetzt über dem gewaltigen Deck des Flugzeugträgers. Ein flirrendes, blitzendes und gleichzeitig gefährliches Insekt.

Yakup war auf den Sitz des Copiloten gefallen. Er sah seinen Feind dicht vor sich und auch dessen Arm, der eine Wunde zeigte, aus der das Blut in einem dünnen Faden rann.

Es war der rechte. Da Oziko nun mal Rechtshänder war, würde er es schwer haben, sich mit dieser Hand zu verteidigen.

»Ich kriege dich, du Bastard!« keuchte Yakup. »Denk an Helen Price. Ihr habt sie getötet. Ihr habt sie umgebracht!« Die Erinnerung überwältigte ihn, und Tränen traten in seine Augen.

»Dafür zahlst du!« schluchzte er. »Und zwar mit deinem Leben.«

Yakup schlug zu. Die Faust traf.

Oziko stöhnte auf. In seinem Sitz sackte er zusammen. Sein Gesicht verzerrte sich. Die Brille rutschte von der Nase und fiel zu Boden.

Wieder bekam er einen Treffer ab.

Yakup hatte sich auf den Sitz gekniet, seine Arme vorgestreckt, die Hände in die Schultern des Japaners verkrallt und schüttelte den Mann durch.

Oziko gab nicht auf.

Sein blitzschnell geführter Kopfstoß traf das Gesicht des jungen Türken und machte ihm hart zu schaffen. Weitere Tränen verschleierten den Blick, er spürte Blut aus seiner Nase rinnen und hörte auch das Lachen des Japaners.

Gleichzeitig merkte er, daß mit dem Hubschrauber etwas nicht stimmte. Das Fluggerät war steuerlos, eine Automatik nicht vorhanden, und die über dem gewaltigen Deck des Flugzeugträgers

kreisende Maschine führte plötzlich wilde Tänze auf, als würde sie sich nach den hektischen Bewegungen eines nur für sie sichtbaren Dirigenten richten.

In dieser Art glich sie tatsächlich einem metallenen Rieseninsekt, das zu einem bizarren Flug angesetzt hatte.

Mal war die Maschine oben, mal sackte sie ab, drehte sich dabei, legte sich auf die Seite und konnte durch eine blitzschnelle Bewegung zum Steuer wieder abgefangen werden.

Dafür hatte Oziko gesorgt. Mit der anderen Hand hatte er unter sein Jackett gegriffen und holte dort etwas hervor.

Ein Stilett!

Die Klinge schoß aus dem Griff. Sie sah wie eine bösertige Nadel aus, die mit ihrer Spitze den jungen Türken anstarrte.

Da der Japaner den Hubschrauber wieder einigermaßen unter Kontrolle gebracht hatte, konnte er es sich leisten, zuzustoßen.

Yakup hielt dagegen. Seine Handkante kam durch und traf auch sehr hart. Oziko gurgelte auf. Gleichzeitig spürte der junge Türke den Schmerz an seiner linken Seite. Dort hatte ihn das Stilett getroffen. Ob die Wunde tief war, konnte er nicht sagen. Er hatte auch keine Zeit nachzuschauen, denn der Japaner fuchtelte gefährlich mit dem schmalen Messer herum.

Vielleicht hätte er Yakup auch getroffen, wäre der Hubschrauber in diesem Moment nicht abgesackt. So wischte die lange dünne Klinge über Yakups Kopf hinweg, und plötzlich setzte der junge Türke alles auf eine Karte. Bevor sich Oziko versah, hatte Yakup schon zugegriffen. Es gelang ihm, den Japaner vom Sitz zu wuchten und auf sich selbst zuzuschleudern.

Dabei zog Yakup den Kopf ein, drückte sich auch zur Seite und nutzte die Hebelwirkung des Schwungs aus, Oziko wirbelte an ihm vorbei und hinein in den offenen Ausstieg.

Er verschwand.

Sein Schrei wurde von den anderen Geräuschen verschluckt. Einen Aufprall vernahm der junge Türke nicht. Für einen Moment saß er ermattet auf dem Sitz, das Gesicht verzerrt, und er dachte daran, daß seine Rache nun gelungen war.

Bis er durch die breite Kanzelscheibe schaute.

Sein Herz wollte vor Schreck stehenbleiben. Plötzlich war der gewaltige Brückenaufbau des Schiffes zum Greifen nahe.

Es würde nur mehr Sekunden dauern, bis der Hubschrauber dagegenprallte, abstürzte und in einem Flammenmeer explodierte.

Yakup hatte noch keinen Hubschrauber geflogen. Er wußte nur, wo das Steuer war, packte es und hoffte, daß er genau das Richtige tat...

Der Kampf auf dem Deck tobte mit einer so großen Entschlossenheit, daß mir angst und bange wurde. Ich erlebte die untoten Ninja in Aktion, die wirklich kein Pardon kannten und alles Lebende töten wollten, was sich ihnen in den Weg stellte.

Aber auch Sukos Freunde schlugen zurück.

Gezielt und hart.

Sie setzten ihre Waffen ein und drängten die lebenden Toten immer mehr in die Defensive.

Gleichzeitig hatte Yakup den Hubschrauber erreicht und startete mit ihm. Ich bekam mit, wie die Rotorblätter einen flirrenden Kreis bildeten, und schaute zu, als der Hubschrauber abhob.

Was weiterhin mit den beiden geschah, hätte ich gern gewußt, aber Shimada war wichtiger.

Ich hatte mich von der Relling gelöst. In der rechten Hand hielt ich den Bumerang, in der linken die Beretta.

Immer wenn ich die silberne Banane schleudern wollte, geriet mir einer der Kämpfer in den Weg. Die Chinesen, von Suko alarmiert, ließen ihre Kampfschwerter wirbeln und räumten auf.

Ich kam mir vor wie in einem dieser wilden Kung-Fu-Filme. Da wirbelten Körper durch die Luft, da klangen die Kampfschreie schrill und hell über das Deck, da wurde gefightet auf Teufel komm raus.

Noch stand kein direkter Sieger fest, aber die Menschen gewannen die Oberhand.

Ich wollte Shimada!

Zur Seite huschte ich weg und geriet in die Nähe eines untoten Ninja.

Der schlug sofort nach mir. Sein Schwert zeichnete einen blitzenden Kreis, unter den ich tauchte und gleichzeitig schoß.

Die Kugel fuhr in den flatternden Stoff hinein, und der Ninja verschwand.

Einige besonders Wagemutige hatten sich Shimada zugewandt. Ich erlebte den Tod der Männer.

Shimada war nicht zu stoppen. Mehr als doppelt so groß war er, und sein gnadenloses Schwert, das er aus der Kristallweit hatte mitnehmen können, räumte auf.

Ich schrie ihn an, als ich die Männer fallen sah.

Shimada hielt inne.

»Hier bin ich!« brüllte ich und hatte bereits mit dem rechten Arm weit ausgeholt.

Shimada schlug. Ich war noch zu weit entfernt, als daß er mich hätte treffen können, aber ich vernahm wieder das hohe Singen des Schwertes, als es durch die Luft sägte, und ich erkannte das seltsame Nachglühen.

Mit dieser Waffe hatte ich damals Xorron besiegt. Wenn ich sie nur hätte, aber Shimada würde sie nicht hergeben.

Und er holte noch eine Waffe hervor.

Fast tänzerisch leicht bewegte er seinen linken Arm. Plötzlich lag der Fächer in seiner Hand. Er gehörte Amaterasu. Ich hätte ihn ebenfalls brauchen können, um ihn der Sonnengöttin wiederzugeben, und dann hätte ich Shimada vielleicht töten können.

So versuchte ich es mit dem Bumerang...

Wie sich die Bilder glichen.

Auch in der Kristallwelt hatte ich diese Waffe geschleudert.

Damals nur gegen Xorron, und bei ihm hatte die »Bananen« keinen durchschlagenden Erfolg erzielt.

Würde es bei Shimada anders sein?

Sie flog auf ihn zu. Gebannt verfolgte ich sie. Was sonst noch auf dem Deck geschah, war mir egal. Mich interessierte nur diese Waffe, die Shimada den Schädel abschlagen sollte.

Sie wirbelte, sie drehte sich, sie wurde zu seinem Kreis, und sie bekam noch mehr Geschwindigkeit.

Jetzt mußte sie treffen.

Da hob Shimada den linken Arm.

Ich hatte mit vielem gerechnet, nur nicht mit dieser Bewegung. Und in der linken Hand hielt Shimada den Fächer der Sonnengöttin.

Gleichzeitig geschah etwas mit seinen Augen. Gab es blaue Sonnen?

Normalerweise nicht. Als ich jedoch in diese Augen schaute, hatte ich das Gefühl, in blaue Sonnen zu sehen. Nur waren diese nicht mit einer Hitze gefüllt, sie strahlten eine Kälte ab und gleichzeitig einen irgendwie gläsern wirkenden Schein.

Und noch immer befand sich der Bumerang unterwegs.

Bis er gegen den Fächer schlug!

Ich zuckte zusammen. Er hatte die rote Sonne getroffen, die auf dem Fächer abgebildet war. Auch dieser Fächer war magisch aufgeladen.

Würde der Bumerang diese Magie zerstören oder trat der umgekehrte Fall ein?

Dann vernahm ich das Klirren!

Glas klirrte so.

Aber da war keines – oder doch?

Ich wußte es nicht, ich war völlig durcheinander, streckte in einer hilflosen Bewegung den Arm aus, griff ins Leere und hatte das Gefühl, nicht mehr so klar aber dennoch konturenscharf zu sehen.

Wie durch eine Linse!

Das war die Lösung.

Er war nicht greifbar für mich. Eine andere hatte eingegriffen. Mit ihrer Welt war sie in die unsere gekommen, wie schon einmal, als sie einen Trennungsstrich gezogen hatte.

Pandora!

Ich sah die Unheilbringerin nicht, ich hörte nur ihr Lachen, das wie

Donner über den einsamen Schiffsfriedhof hallte und weit auf dem Meer verklang.

Shimada wurde zurückgeholt.

Er schwebte von mir weg. Glitt höher, wurde kleiner. Ich sah ihn noch und wußte doch, daß er sich in einer anderen Welt befand und für mich unerreichbar war.

Auf dem Deck lag der Bumerang. Er war eine Waffe, die Shimada gefährlich werden konnte, das wußte ich jetzt.

Und irgendwann würde ich ihn einmal erwischen, wenn er nicht unter Pandoras Schutz stand...

Yakup Yalcinkaya hatte es geschafft und den Hubschrauber noch haarscharf an den Aufbauten vorbeiziehen können. Damit war auch der dort stehende Suko gerettet, der den Köcher mit den Pfeilen geleert und die Zombies beschossen hatte.

Es wurde nicht mehr gekämpft, und wir konnten eine Bilanz ziehen, nachdem auch Yakup gelandet war.

Wir, die Menschen, hatten den Kampf gewonnen. Es gab keine Ninja-Zombies mehr. Die Chinesen waren stärker gewesen und hatten auch härter gekämpft. Ein schrecklicher Angststrom war gestoppt worden, und wir konnten uns selbst auf die Schulter klopfen.

Daß wir es nicht taten, lag an den Toten. Nicht alle Chinesen hatten den Kampf überlebt. Sie waren für die Sache gestorben, und das machte uns traurig.

Verletzte mußten ebenfalls gepflegt werden. Auch die Ninja, die Oziko begleitet hatten. Die Wunden meiner Freunde stellten sich als relativ harmlos heraus.

Der Japaner lag mit gebrochenem Rückgrat an Deck. So war ein Stützpunkt der Yakuza-Killer ebenfalls ohne Anführer.

Mit Yakup unterhielten wir uns lange. Er hatte es nicht geschafft, die Waffe zu finden, mit der er Shimada besiegen konnte. Ich tröstete ihn damit, daß es der Bumerang auch schaffen konnte, aber er wollte davon nichts wissen, »Ich muß es selbst in die Hand nehmen!«

»Und wie?« fragte ich.

»Man hat mich als Erbe eingesetzt. Ich werde mich um das Kloster kümmern und es zu einem Hort des Guten machen. Dort werde ich forschen und gegen die kämpfen, die aus dem Dunkel kommen. Ihr bleibt meine Freunde, ihr seid stets willkommen, ich habe meine Aufgabe gefunden, und auch Helens Mörder hat seine Strafe bekommen. Aber glücklich...«, er schüttelte den Kopf, »kann ich darüber nicht sein.«

Wir waren es auch nicht und dachten daran, daß uns noch ein harter Strauß mit der Polizei bevorstand.

Wir würden ihn überleben. Daß Typen wie dieser Myer mal einen Denkmalszettel bekommen hatten, war nicht schade...

ENDE des Zweiteilers

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 285 »Der Kampf mit den Giganten«